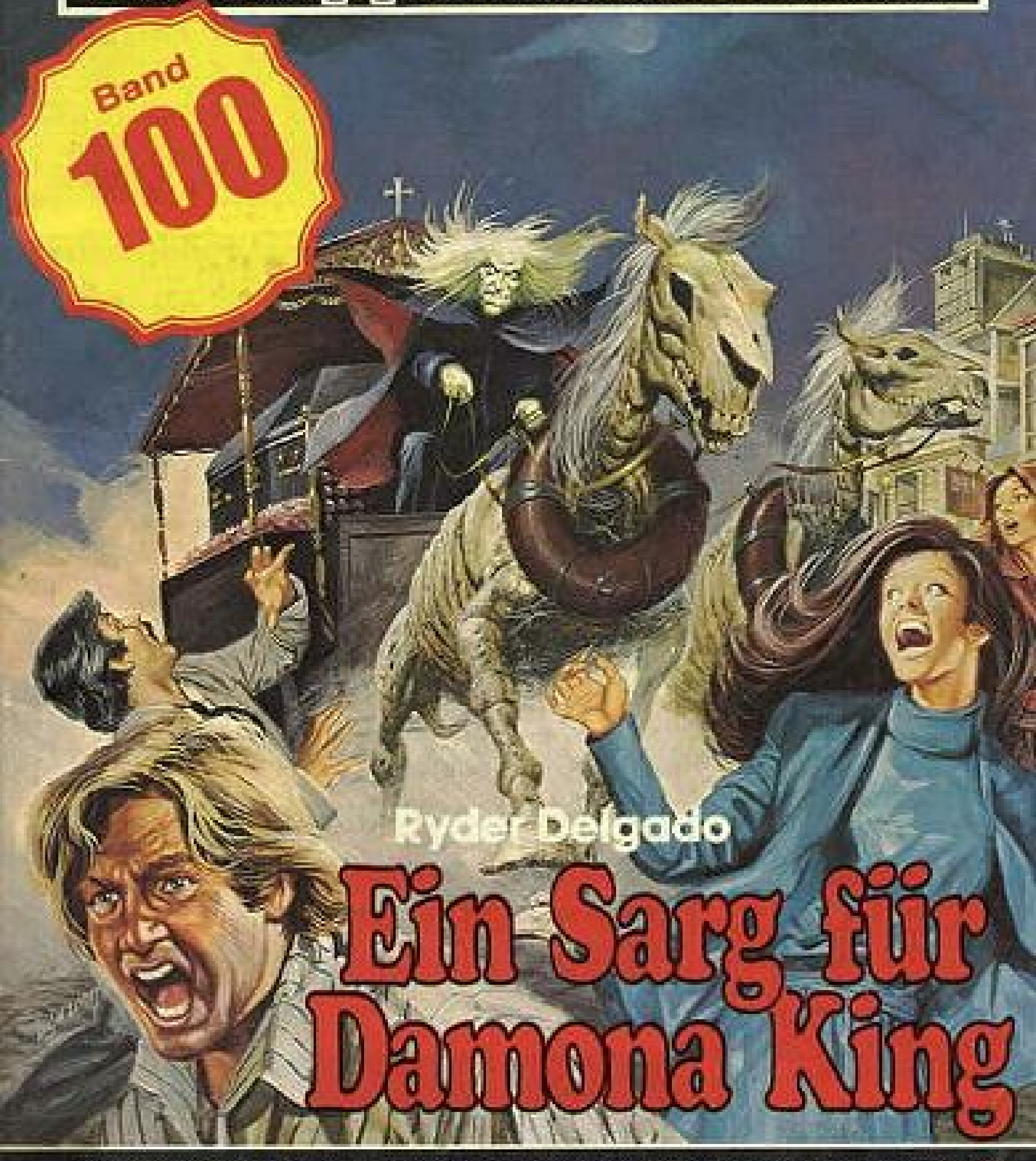
1,60 DM / Band 100
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen





Ein Sarg für Damona King

Damona King Nr. 100

Teil 3/4

von Martin Eisele

erschienen am 13.12.1982

Titelbild von Ugurcan Yüce

Ein Sarg für Damona King

Der Dämon kam mit dem Nebel!

Wie ein gewaltiger Teufelsrochen segelte er in den feuchten, milchigen Schleiern über das schottische Hochland. Die Menschen lagen in dieser gespenstischen Stunde vor der Morgendämmerung noch in ihren warmen Betten. Das Vieh, das ihn witterte und angsterfüllt in den Ställen rumorte, störte den Unheimlichen nicht. Er konnte nicht gesehen werden. Seine Bewegungen waren dem Wallen des Nebels angepaßt. So zog er um die schwarzen, trutzigen Mauern von King's Castle seine Kreise und wartete.

Regen peitschte mit Schneeflocken gemischt vom düsteren Himmel. Kristallklare Seen, gewundene Bachläufe, schroffe Bergkämme, einsame Gehöfte und kleine Dörfer verschwanden hinter diesem Vorhang.

Da näherte sich Hufschlag! Der Dämon spähte hinunter und sah überrascht, wie sich der Schatten aus dem aufgewühlten Nichts schälte.

Es war eine schwarze Leichenkutsche, gezogen von vier Skelettpferden! Und auf der Kutsche lag ein Sarg – ein Sarg für Damona King…

Das ist der Tod, mein Kind, sagte die Burg, sagte der Zauberspiegel.

Dein Tod, Damona King. Du stirbst. Deine Welt bricht auseinander.

Ganz deutlich hörte sie das Wispern dieser Stimmen, und mit ihnen kamen die Fieberträume. Schweißnaß warf sie sich auf ihrem Bett hin und her: Ihre langen, schwarzen Haare bildeten einen weiten Schleier auf den hellen Kissen. Sie zerrte an feuchten Laken, verkrallte ihre Finger darin, als wären sie ihr einziger Halt. Grauenhaft real hatte sie das Gefühl, von der Welt herunterzufallen, davonzudriften in endlose, kalte, schwarze Abgründe…

Sie lag in ihrem Zimmer auf Kings Castle…

Und sie rang verzweifelt mit dem Tod. Ihr Leben zog in einem schnellen Ablauf kurzer Momenteindrücke an ihrem inneren Auge vorbei.

Damals… Ihr einundzwanzigster Geburtstag … Eine regnerische, stürmische Nacht, wie heute. Die Nacht, in der Brodkin, der Hexenjäger, Kings Castle überfiel und ihren Vater James und ihre Mutter Vanessa umbrachte.

Die Nacht, in der sie den Versicherungsdetektiv Mike Hunter kennenlernte. Die Nacht, in der sie ihrer Mutter verlor, das Dämonenunwesen und das Böse in der Welt zu bekämpfen. [1]

Mike Hunter wurde ihr Lebens- und Kampfgefährte. Ein zuverlässiger Partner. Gemeinsam bestanden sie unzählige Kämpfe. Gegen Ghulghanaar, den wahnsinnigen Dämon, gegen Tai-Lee, die Seelenfängerin, gegen Vampir-Piraten. Sie hatten das Rätsel der Seelenquelle gelöst, Larusius, den Dämonenmacher, zur Hölle geschickt und das Hotel der Toten lebendig wieder verlassen. Sie behaupteten sich gegen Killer-Schatten, Blutjäger, gegen den Alptraumbringer und den Giftmüll-Teufel, und sie überlebten in den Katakomben des Grauens… Selbst in Darkoonas Totenreich verhalfen sie dem Guten zum Sieg und befreiten den versklavten Geist von Damonas toter Mutter.

Aber jetzt war sie am Ende ihres Weges angekommen. Mike Hunter war so weit… in Paris. Und sie war tödlich verletzt. Damona hörte das teilnahmsvolle Wispern der Burg, glaubte sogar, das Gemäuer atmen hören zu können und spürte die Wehmut, die es ausstrahlte. Sie war eins mit der Welt draußen und eins mit dieser Burg, in der sie geboren worden und aufgewachsen war.

Das Jaulen des Sturmes draußen, vor den Fenstern, wurde lauter, härter rüttelte er an den hölzernen Läden. Sie fühlte den Schneeregen, der sich über das fruchtbare Land ergoß… Der Bäche zu reißenden Flüssen umwandelte, Baumkronen schüttelte und peitschte, Äste knickte und einfach davonschleuderte… Und Wege zu sumpfigen Pfuhlen machte. Es war eine Verbindung zum Leben, zur Realität.

Mit einem leisen Stöhnen wälzte sich Damona herum. Bleich war ihr

ebenmäßiges Gesicht. Die Haut wirkte wächsern und war straff über die hoch angesetzten Wangenknochen gespannt. Um ihre Mundwinkel zuckte es. Ihre rechte Hand löste sich aus den verknüllten Laken, tastete darüber. Ihr Schlaf wurde ruhiger.

Eine verzweifelte Stimme sagte neben ihrem Bett: »Damona, mein Gott, du darfst nicht aufgeben… hörst du mich?«

Ein untersetzter, korpulenter Mann beugte sich über sie. Es war Ben Murray. Sein Gesicht war besorgt. Er sagte noch etwas, aber Damona verstand ihn nicht mehr. Sein Bild verschwamm.

Damona zog sich wieder in sich selbst zurück. Sie spürte das Blut, das klebrig und naß aus ihrer Brustwunde strömte und das einfache Nachthemd darüber durchtränkte. Sie hörte irre Laute, kreischende Stimmen. Dann sah sie wieder ihren Vater zusammenbrechen…

Kugeln hieben in seinen Körper, schüttelten ihn durch, warfen ihn zurück. Blut. Überall Blut. Vanessa… Verkrümmt lag sie neben dem Tisch. Noch im Tod preßte sie ihre Hände dort auf den Leib, wo sie die Kugeln des Mörders getroffen hatten …

Aber sie lächelte…

Und als Damona dieses Lächeln sah, verklangen auch die Alptraumbilder des Fieberwahns… Für eine Weile. Gleich darauf setzten sie mit um so schlimmerer Wucht wieder ein!

Das Grauen umfing sie mit einem unzerreißbaren Netz…

***

Sie sah sich selbst…

Die Tochter einer Hexe. Zäh. Entschlossen, dem Bösen entgegenzutreten, es zu besiegen, wo immer es sich zeigte. Das bedeutete auch persönliche Opfer. Sie lebte ein gehetztes Leben. Ständig unterwegs. Nie Zeit, um sich auszuruhen. Neue Kräfte zu schöpfen.

Der entscheidende Kampf…

Der Schwarze Druide entkam seinem Zeitgrab! [2]

Er war einer der Uralten, einer derjenigen Dämonen, die noch zur Zeit der Blutgötter gelebt hatte. Diese Zeit wollte er wiedererstehen lassen. Ein Regime des Grauens und des Blutes – mit den Blutgöttern als alleinige Herren an der Spitze. Den Menschen stand in diesem Teufelsspiel nur die Rolle verängstigter, sich verkriechender Wesen zu – Herdenvieh, Schlachtvieh, Gewürm, das man zertrat.

Der Teuflische hatte sie aus dem Nichts heraus angegriffen, denn er wollte sie bestrafen. Dafür bestrafen, daß sie die Rückkehr der Blutgötter bereits mehrmals verhindert und die dämonischen Wesenheiten schließlich in einer gewaltigen Schlacht besiegt und verbannt hatte. [3]

Aber noch immer waren sie nicht tot. Mittlerweile stand fest, daß sie

durch Raum und Zeit davongewirbelt worden und irgendwann in die Körper normaler verbrecherischer Menschen gefahren waren.

Ohne Erinnerungen an sich selbst. Ohne Erinnerungen an ihre Gefahr mehr. Doch wehe, sie besannen sich ihrer Vergangenheit…

Vier waren es. Momentan lebten sie über die ganze Welt verstreut.

Niemand wußte, wo. Nicht einmal die Dämonen-Späher der Schwarzen Familie Asmodis' des Höllenfürsten, hatten sie aufspüren können. Und sie hatten weiß Gott alles nur Erdenkliche versucht, denn dazu hatten sie gute Gründe.

Die Blutgötter waren die natürlichen Feinde der Schwarzen Familie. Sie waren – wie Asmodis' Dämonenmafia – eine Supermacht des Bösen, die die Herrschaft über alle Schwarzblütler sowie über die Menschen für sich allein beanspruchte.

Ja, die Blutgötter lebten.

Und jetzt war der Schwarze Druide auf die Erde zurückgekehrt, ein alter Verbündeter der Götter des Blutes. Seine obersten Ziele hießen – die grausame Bestrafung und Vernichtung Damona Kings und die Wiedereinsetzung der Blutgötter in ihre alte Machtposition!

Die beiden ersten Punke seiner dämonischen Wunschliste konnte er abhaken. In einem entscheidenden Kampf in dem stillgelegten Kernkraftwerk Kingston upon Thames hatte er Damona King besiegt…

Sie erlebte die Niederlage zum hundertsten Mal. *Sie tauchte in die Schwärze des Alpha-Reaktors hinein… Hetzte den langen, gewundenen Korridor entlang … Die strahlenverseuchten Vasallen des Druiden griffen sie an!*

Und sie wehrte sich! Sie schleuderte die Ninja-Nebelgranate, das Ei zerplatzte, eine graue Wand puffte hoch. Damona hechtete vorwärts, rollte ab, während ein Dutzend Geschosse wie Hornissen über den Betonfußboden fetzten, Funken schlugen und sirrend davonjaulten. Sie hatte die Luger in der Faust, zog blindlings durch, feuerte, hörte den Schmerzensschrei, einen dumpfen Fall, gleichzeitig aber auch Schritte…

Sie erledigte die Vasallen des Schwarzen Druiden. Sie stürmte das Kraftwerk und wußte genau, daß sie keine Chance hatte.

Schnitt.

Ein schwarzer Blitz raste auf sie zu… Sie wurde getroffen, zurückgeworfen, die Welt überschlug sich, ein gigantisches Brausen wurde laut, etwas zerplatzte auf ihrer Brust. Der Druide war da!

Damona wollte wegkriechen, doch es ging nicht. Sie hörte ihr eigenes lautes Atmen. Ein weiterer Blitzschlag schwarzer Energien traf sie.

Furchtbare Schmerzen explodierten in ihr, eine feurige, rotglühende Krallenhand wühlte sich in ihre Brust hinein, riß, fetzte, zerrte…

Fand das Hexenherz! Das versteinerte Herz, das sie seit Monaten neben ihrem echten menschlichen Herz in der Brust trug. Es war ein Relikt der Macht. Das steinerne Herz der dämonischen Ashyra… Mittlerweile diente

es nicht mehr allein dem abgrundtief schlechten Geist Asyhras als Heimstatt, sondern auch dem positiven Geist von Damonas Mutter Vanessa. Sie sorgte dafür, daß die Hexenherz-Präsenz ihre Macht nicht ausweitete und somit Kontrolle über Damonas Körper bekam.

Die telekinetische Klauenhand des Schwarzen Druiden schloß sich jetzt um dieses Herz – und riß es aus Damonas Brust. Die Hexenherz-Präsenz war befreit! Vanessas Geist wurde davongeschleudert…

Die auf magische Weise gerissene Wunde sollte Damona King vernichten!

Falls sie das radioaktive Chaos überstand, das der Schwarze Druide entfesseln wollte. Ja, er hatte sich die grauenvolle Idee in den Dämonenschädel gesetzt, das Kernkraftwerk Kingston upon Thames, in dem nach wie vor radioaktive Brennstäbe lagerten, in die Luft zu jagen!

Unerbittlich lief die Uhr ab…

Damona vereitelte den Wahnsinnsplan des Dämons. Die ahnungslosen Menschen in der Umgebung des Kernkraftwerkes waren gerettet.

Aber Damona selbst war noch immer dem Tod geweiht…

Die Wunde, die ihr der Schwarze Druide gerissen hatte, wurde durch schwarze Magie offengehalten. Unaufhaltsam sickerte ihr Blut aus dem zerfetzten Fleisch. Druidenzauber hielt Damona King dennoch weiterhin am Leben. Genau sieben Stunden lang würde das noch so bleiben. So war es der Wille des Druiden. Sie sollte leiden…

Und Damona machte sich keine falschen Hoffnungen. Dafür aber kämpfte sie um so entschlossener gegen den Druiden und dessen neue Verbündete, die Hexenherz-Präsenz Asyhra, die ihm jetzt dabei helfen wollte, die Blutgötter zurückzuholen. Ein makabres Gespann. Der Schwarze Druide hatte den massigen, muskulösen Körper des ermordeten Jonathan Sheffielt-Rouven übernommen. Die Hexenherz-Präsenz den seiner Ehefrau Leila. Sie verließen London.

Auf dem Ben Nevis, dem höchsten Berg der Britischen Inseln, trafen sie sich mit dem Schneeteufel. Er war der Hüter der Schwarzen Seele des Druiden. Über Jahrhunderte hinweg hatte er diese Seele bewahrt, solange sie außerhalb des Druidenkörpers versteckt gehalten wurde, konnte dem Dämon nichts passieren. Wurde sein Wirtskörper vernichtet, so konnte der Geist mühelos einen anderen Menschen übernehmen.

Damona King schloß mit letzter Kraft einen Pakt mit einem Dämon der Schwarzen Familie.

Mit dem Hexendämon.

Mit seiner Hilfe gelang es ihr, einen Astralkörper entstehen zu lassen. Abermals wirbelten die Geschehnisse unglaublich dicht und real durch ihren fiebernden Geist…

Der Raum, in dem ihr sterbender Körper lag, blieb unter ihr zurück. Rasende Geschwindigkeit peitschte sie vorwärts. Die Landschaft wischte unter ihr vorbei.

Berge, Wälder, Seen mit klarem Wasser, Bäche, die sich an steilen Abhängen in wilde Sturzfluten verwandelten. Nebel hing wie Watte über dem Land. Damona glaubte, den würzigen Duft nasser Erde wahrnehmen zu können.

Der Ben Nevis tauchte unter ihr auf.

Wolkenschwaden verhüllten seinen kahlen Gipfel. Eis und Schnee regierten in dieser Höhe. Aber davon spürte Damona nichts. Sie war ganz Geist – ein Phantom. Sie witterte die Ausstrahlungen dreier dämonischer Wesenheiten!

Die des Schneeteufels Skirrass, der ebenso wie der Druide einer der Uralten war, einer Vergangenheit angehörte, die niemals wieder Wirklichkeit werden durfte. Außer seiner Anwesenheit spürte sie die des Druiden. Und diejenige der Hexenherz-Präsenz Asyhra.

Und Damona schlug zu!

Eine strahlend blaue Licht-Erscheinung trug das Inferno auf die Dämonischen hinunter! Der Höhlendom, in dem sie sich getroffen hatten, wurde in seinen Grundfesten erschüttert, der steinerne Himmel brach ein, hausgroße, gezackte Trümmer polterten herunter, ließen Staubfahnen fliegen und nur langsam wieder zu Boden sinken.

Etwas zerfetzte unter Damonas reingeistigem Zugriff, und sie wußte, daß das die Seele des Druiden war! Schmierige Fetzen wirbelten davon!

Pestilenzartiger Gestank breitete sich explosionsartig aus. Die Geisterscheinung, die Damona war, ruckte herum, sah den Schneeteufel vor sich aufwachsen, das riesenhafte Yeti-Gebiß gefletscht, die Pranken zum Schlag erhoben…

Wenig später war der Schneeteufel vernichtet, und der Schwarze Druide und Asyhra entwischt. Das mächtige Druiden-Relikt war aufgetaucht und hatte ihre Flucht ermöglicht. Der geheimnisvolle Zepter-Speer…

Dieses Mal jedoch waren die beiden Teufel schwer angeschlagen.

Einen Sieg stellte es für Damona trotzdem nicht dar. Die schwarze Druidenseele und den Schneeteufel hatte sie erledigt. Damit standen den Blutgöttern zwei potente Verbündete weniger zur Seite, falls ihnen die Rückkehr gelingen sollte. Aber der Schwarze Druide selbst und Asyhra hatten sich in Sicherheit gebracht. Wohin, das wußte Damona nicht. Aber für den Druiden und Asyhra ging es jetzt auch um alles oder nichts. Schon deshalb würden sie nun erst recht alles daransetzen, die Blutgötter wieder an die Macht zu bringen!

Aber außer den Blutgöttern gab es auch noch genügend andere furchtbare, nicht zu unterschätzende Feinde auf der Seite der Schwarzen… in den Reihen von Asmodis' höllischer Familie.

Kirgaal-Chan, den Fürsten der Killer-Engel! Ein riesenhaftes, geflügeltes Monstrum mit dem Körper eines griechischen Gottes, wobei das Gesicht eine grauenvolle Fratze der Verwesung war und ständig unter einem stählernen Helm verborgen wurde…

Die Höllen-Engel Kirgaal-Chans! Seelenlose und gefühllose Kreaturen, die allein auf Mord programmiert waren und ihrem Herrn und Meister bedingungslos gehorchten – ohne Rücksicht auf die eigene Existenz.

Die Großen Mütter. Sechs gewaltige schwarze Herzen, mit Tentakeln bewehrt – sie waren die Produktionsstätten der geflügelten Teufelinnen. Überall waren diese Brutstätten des Bösen versteckt.

Und Tag für Tag spien sie eine Flut neuen dämonischen Lebens aus…

Und – da gab es Zarangar!

Zarangar, den Mensch-Teufel! Ein Mensch, der sein Leben dem Höllenfürsten verschrieben hatte. Er war schlimmer als viele Schwarzblütler, ein Ungeheuer in Menschengestalt, allein seinem großen Ziel verschworen… zu einem Dämon und somit unsterblich gemacht zu werden! Dafür ging er skrupellos über Leichen. Jederzeit. Ohne zu überlegen.

So sah es aus. Das war der aktuelle Stand der Dinge. Zahllose erbitterte Feinde, die ständig mehr wurden. Tötete man einen, standen woanders zehn, zwanzig neue auf. Es war wie der berühmte Kampf gegen die Hydra…

Und Damona King stand fast allein. Außer Mike Hunter kämpften noch Ben Murray, der kauzige Scotland-Yard-Inspektor, auf ihrer Seite, Laurinde McIntire, Bens resolute Freundin, und da waren noch Claire Palmer und Thomas Warner… Und aus dem Reich der guten Geister unterstützten sie der schrullige Dämon Old Rainbow vom Schwarzen Schwert, neuerdings auch die Freundin der Elementargeister Flora Blavatsky – und natürlich Vanessa, Damonas Mutter.

Und nicht zu vergessen – die Freaks. Ehemalige Dämonen, Ausgestoßene und gräßlich verstümmelte Angehörige der Schwarzen Familie. Damona hatte ihnen damals in Amsterdam geholfen, ihre Bruderschaft zu gründen, die sich mittlerweile auch auf viele andere Großstädte ausgebreitet hatte. Seitdem waren sie Freunde.

Aber jetzt waren die Freaks nicht da. Genauso wenig wie Mike da war.

Damona war sich dessen bewußt. Sie lag in ihrem Bett. Sie war in ihren sterbenden Körper zurückgekehrt, fühlte das Blut aus der Wunde sickern. Die sieben Stunden war schon lange um. Daß sie trotzdem noch lebte, verdankte sie in erster Linie Floras Blumenzauber und dem Hexendämon. Aber sie fühlte sich unsagbar schwach und elend.

Die Zeit verging.

Damona trieb in einem Zustand aus fiebrigen Wachen und ruhelosen,

alptraumgeplagten kurzen Schlafperioden dahin. Sie wußte nicht, wieviel Zeit verging. Stunden? Tage? Wochen?

Aber sie lebte. Sie vegetierte dahin. Sie war die Tochter einer Hexe.

Einer abtrünnigen Hexe der Schwarzen Familie. Vanessa hatte dem Bösen gedient. Von ihr hatte sie den eisernen Willen, am Leben zu bleiben, geerbt. Und auch ihr Vater war eine Kämpfernatur gewesen.

Jetzt aber ging es ans Sterben.

Vage war sich Damona unruhiger Schatten um ihr Bett herum bewußt. Henry, der treue, alte Butler auf King's Castle. Claire Palmer.

Ben Murray, der gute Ben Murray, der in London nächtelang im Krankenhaus an ihrem Bett Wache gehalten hatte. Ein prima Kerl, der seinen weichen Kern nur zu oft unter einer rauhen Schale versteckte. Von Zeit zu Zeit kam eines der Mädchen, um Damonas Brustwunde abzutupfen, zu säubern und ihr ein frisches Nachthemd anzuziehen. Wo aber blieb Mike? Mike…

Vielleicht war ihm etwas zugestoßen? Die Dämonen wußten Bescheid. Sie wußten, wie hilflos sie war. Und Mike Hunter war nur ein normaler Mensch…

Er kam nicht.

Dafür aber erschien der Hexendämon Yakaal und forderte seinen Lohn – dafür, daß er sie bis jetzt am Leben erhalten hatte. Dafür, daß er ihr die Kraft für den Phantom-Körper gegeben und ihr damit die Rache ermöglicht hatte.

Nichts war umsonst.

Und Yakaal hatte einen besonders hohen Preis, den sie aber akzeptiert hatte!

Er wollte ein Menschenopfer von ihr!

***

Harrison Valleroy mochte dieses Land, dieses Wetter und auch seine Arbeit. Demzufolge war er mit seinem Leben schon recht zufrieden.

Bloß im Moment fror er sich den Hintern ab, und das gefiel ihm doch weniger.

Er stemmte sich gegen den heulenden Schneesturm, die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengepreßt. Seine Brauen waren eis- und schneeverkrustet, obwohl er die pelzgefütterte Parka-Kapuze bis tief in die Stirn heruntergezogen hatte. Der flauschige Army-Schal bedeckte die untere Hälfte seines Gesichts. Sein Atem puffte als weißer Dunst durch den Stoff. Ansonsten war er wie üblich gekleidet, wenn er hier oben im Himalaja-Massiv außerhalb der Station unterwegs war: zwei Garnituren Woll-Unterwäsche übereinander, ein derber Ski-Anzug, Beinschützer, klobige Stiefel. Der dicke Pullover, den ihm Liza zum Geburtstag geschenkt hatte, wärmte zudem. Dennoch reichte das bei diesem Wetter nicht. Gut, daß er nur die kleine Tour zu der

Landepiste hatte machen müssen. Er fröstelte und beeilte sich noch mehr.

Dicht tanzten die kalten Flocken vor seinen Augen, und sperrten das düstere, rötliche Licht der untergehenden Sonne aus, das man um diese Zeit für gewöhnlich sehen konnte. Heute sah Harrison Valleroy nur Eis und Schnee und wirbelnde weiße Schattierungen.

Seine Augen schmerzten bereits davon. Er dachte an die dunkle Schneebrille, die er in der Station zurückgelassen hatte.

Aber er kam den Umständen entsprechend gut voran. Der schmale Pfad zurück zur Station war mit hohen Leichtmetallstangen markiert, an denen rote Wimpel befestigt waren. Heftig zerrte der Wind daran. Die neue Schicht pulverigen Schnees war zudem noch nicht hoch genug gewachsen. Harrison Valleroy sank zwar ein, aber nicht bis zu den Hüften.

Mühsam war das Fortkommen dennoch. Er tastete sich buchstäblich von Stange zu Stange vorwärts, ging vornübergebeugt, um dem Sturm und dem Schnee so wenig Angriffsflächen wie möglich zu bieten. So stapfte er durch die weiße, nachgiebige, knirschende, feuchtkalte Masse und dachte an einen heißen Grog und die Wärme innerhalb der Station und das Licht.

Sie war nicht mehr weit entfernt, das wußte er.

Wenn er stehenblieb, dann würde er sie nur um so später erreichen. Deshalb hielt er nicht an, um in das trübe Schneegestöber zu starren und eventuell die Station auszumachen. Der Wind jaulte und orgelte, schien ihn zu verhöhnen, wischte Schneefontänen hoch, spielte mit ihnen, um sie gleich darauf launisch wieder fallenzulassen. Die Flocken, die frisch vom Himmel heruntertrieben, kamen in schrägen, unberechenbaren Bahnen und prasselten in Harrison Valleroys Gesicht. Seine Haut war gerötet. Die Kälte biß ihm regelrecht in die Poren.

Angestrengt starrte er auf den Weg, setzte Fuß vor Fuß, brach ein, kämpfte sich frei, weiter. Dachte an die dunklen Konturen der Station. Die beiden Kuppeln. Die Lichter.

»Wird Zeit«, brummte er vor sich hin. Einmal, als er nicht aufpaßte, brach er knietief ein. Mit einer herzhaften Verwünschung wühlte er sich aus der Verwehung. Dann blieb er doch kurz stehen, zog den Schal vom Mund und kratzte sich an seinem struppigen Vollbart.

Gleich darauf war Harrison Valleroy wieder unterwegs. Es wurde ungemütlich.

Er war schon drei Jahre hier oben, in der Einsamkeit des Himalaja-Massivs. Die Station war zu seiner zweiten Heimat, geworden. Er fühlte sich wohl hier, denn er war schon seit jeher ein Einzelgänger gewesen. Die Hektik in den großen Städten haßte er, und er haßte auch den normalen Alltag, den Konkurrenzkampf, das nach unten

Treten und nach oben Katzbuckeln. Der Job hier füllte ihn aus. Er war sein eigener Herr, verdiente sehr gut und darüber hinaus vermittelte er ihm das Gefühl, eine einigermaßen sinnvolle Arbeit zu tun.

Die Station hier oben wurde zwar von den amerikanischen Militärs unterhalten, war jedoch kein Lauschposten, sondern eine wissenschaftliche Basis. Eine ›Füralle-Fälle-Einrichtung‹, wie sie neuerdings in den einsamsten Regionen dieser Welt eingerichtet wurden.

Das Schlagwort hieß ›Survival‹ – überleben unter extremen Umständen. Dieses Basis-Alpha hier wurde mit dem Einverständnis der Chinesen betrieben, die dafür an den Forschungsergebnissen partizipierten. Zwei flache Kuppeln, zwei Untergeschosse, die ins Eis und den felsigen Untergrund hineingefräst waren und durch enge Stollengänge miteinander in Verbindung standen. Das war alles.

Harrison Valleroy genügte es.

Die Stamm-Mannschaft bestand aus zehn Männern und fünf Frauen. Der Nachschub kam regelmäßig einmal alle zwei Wochen per Hubschrauber. Es gab eine kleine Landepiste unterhalb des Geröllabhangs vor der Station. Harrison Valleroy hatte sie gerade inspiziert, und er war froh, daß der Nachschub-Hubschrauber diese Woche ausbleiben würde. Die Piste war mit Schneeverwehungen überschüttet und vereist. Das hatte er der Versorgungseinheit vorhin bereits per Funk mitgeteilt. Jetzt hatte er seine Vermutung bestätigt gesehen.

Das Wetter war einfach zu schlecht. Harrison Valleroy wollte nicht unnötig Menschenleben aufs Spiel setzen. Die Himalaja-Station verfügte über genügend Vorräte in ihren Lagerhöhlen. Notfalls konnte die komplette Besatzung bis zu drei Monaten hier oben abgeschlossen von der übrigen Welt überleben.

Schneeflocken peitschten ihm heftiger ins Gesicht, und das hatte zur Folge, daß er wieder mehr auf den Weg achtete. Weite Schneedünen zogen sich vor ihm hin, bildeten rechts und links bizarre und hohe Wellenkämme. Der Weg führte in Schlangenlinien bergauf.

Hier war der Geröllabhang befestigt. Andere Routen konnten lebensgefährlich sein.

Er wischte sich übers Gesicht. Das harte Knirschen seiner Schritte war Musik in seinen Ohren. Jeder Schritt brachte ihn der Station näher, die unsichtbar hinter dem weiß-grauen Vorhang des wirbelnden Schnees versteckt lag.

Komisch, es schien kälter zu werden.

Harrison Valleroy spürte gleichzeitig ein heißes, juckendes Kribbeln zwischen den Schulterblättern. Das bedeutete normalerweise Gefahr!

In der langen, einsamen Zeit im Himalaja hatte er gelernt, auf solche instinktiven Warnungen zu achten und sofort zu reagieren!

Er wirbelte herum. Seine Blicke suchten hastig die öde Landschaft ab. Nichts. Schneeberge und wirbelnde Flocken. Er kam sich nur wie von der restlichen Gegend isoliert vor, ganz allein in diesem Umkreis von einem oder zwei Yards, die er noch gerade so überblicken konnte. Hinter dieser unheimlichen Grenze kam das wogende, wirbelnde Weiß und Grau, frostig, rauh, barsch – und tödlich, wenn man ihm zu lange schutzlos ausgeliefert blieb. Und die Finsternis der hereinbrechenden Nacht.

Er schüttelte den Kopf. Was für eine Gefahr konnte ihm hier schon drohen?

Es gab keine Menschenseele weit und breit hier oben. Und demgemäß auch keine Raubtiere. Den Mythos vom bösen, mordgierigen Schneemenschen wollte er gar nicht erst aufwärmen.

Das einzige, worauf er aufpassen mußte, waren eventuelle Spalten und Schneeverwehungen. Und natürlich durfte er nicht vom sicheren Weg zur Station abkommen. In einem derartigen Sturm und um diese späte Zeit konnte das den Tod bedeuten…

»Also sehe ich jetzt schon Schneegespenster!« Entschlossen stapfte er weiter. »Schöne Aussichten. Wenn's wenigstens weibliche wären. Mit hübschen Kurven.« Er konnte nicht einmal selbst darüber lachen. Aber es war ein gutes Zeichen, daß er sich trotz allem seinen sarkastischen Humor bewahrt hatte. Außerdem konnte bestimmt nicht einmal ein weibliches Schneegespenst mit Liza konkurrieren.

Er liebte sie. Bloß wußte sie das nicht. Er hatte sich nie so richtig getraut, es ihr zu sagen. Das Leben in der Basis Alpha war auch ohne Grüppchenbildung schon hart genug. Man sollte es nicht zusätzlich komplizieren.

Dann dachte er unvermittelt daran, daß er unbewaffnet unterwegs war und daß möglicherweise doch *irgend etwas* in diesem grauen Nichts lauerte und ihn beobachtete – wie auch immer. Der kalte Schweiß brach ihm aus. Und das Kribbeln blieb.

Umsonst, denn er kam ohne Zwischenfälle an der Station an. Aus unmittelbarer Nähe wirkte sie wuchtiger, ein Fremdkörper aus Stahl und einer neu entwickelten Hartplastiklegierung inmitten dieser unberührten Landschaft unterhalb des Hauptmassivs des Himalaja.

Der Sturm zerrte an den Wimpelstangen, die Harrison Valleroy sicher hierhergeleitet hatten. Sie waren gut verankert.

Er brauchte sich keine Sorgen zu machen, daß sie herausgerissen und davongetrieben wurden.

Warmer Lichtschein fiel aus den runden Lukenfenstern und schien von der gewellten Schneedecke sofort gierig aufgesaugt zu werden.

Nur vereinzelt wurde ein Reflex vom Schnee zurückgeworfen. Einzelne, wenige Eiskristalle gleißten kurz. Die Finsternis schlich über das Land, breitete sich lähmend und grausam aus.

Harrison Valleroy bekam einen trockenen Mund. Und er fror jetzt richtiggehend – aber nicht wegen den Temperaturen unter Null, die hier herrschten, denn die war er gewohnt. Er ging auf die niedere Schott-Tür zu, legte seine behandschuhte Rechte auf den Öffnungsmechanismus, während er mit der Linken in seiner Parkatasche nach dem Schlüssel kramte.

Und erstarrte, als hätte ihn der Blitz getroffen!

Ein Schrei gellte auf, eine Frauenstimme – ein geiferndes Kreischen, das sogar den wütenden Sturm übertönte und gleich darauf wie ein Spuk in einem verzweifelten Röcheln abbrach…

***

Das Erwachen war wie beim letzten Mal!

Ein harter, fast schmerzhaft jäher Übergang, ein Hochrucken im Bett, der krampfhafte Impuls, die Augen aufzubekommen… um das Monstrum sehen zu können, das sie an ihrem Bett stehen fühlte.

Yakaal, der Hexendämon!

»Ich nehme an, du hast mich erwartet, Damona King!« eröffnete er die Unterhaltung mit seiner krächzenden, eigenartig betonten Stimme.

»Ja.«

»Und – weißt du schon, wen von deinen Mitmenschen du mir opfern wirst?« Gier flackerte in der rauhen Stimme auf. Aber nur kurz, dann hatte sich der rotgeschuppte Dämon wieder unter Kontrolle.

Mitleidslos sah er auf Damona hinunter, und sie erwiderte seinen kalten, taxierenden Blick.

Sie sagte nichts. Sie sah ihn nur ebenfalls an. Das widerliche Echsengesicht mit den feucht glänzenden Schuppen, die schmalen, sichelförmigen Augen, in denen grellgelbe Pupillen glitzerten, das wulstige, aufgeworfene Maul, eine vorspringende Schnauze… die Reißzähne. Es war ein Gegner, den man besser nicht unterschätzte.

Und wenn man ihn um seinen Lohn betrügen wollte, dann mußte man sogar doppelt und dreifach auf der Hut sein…

»Du hast es versprochen, Damona King. Ein Menschenleben für meine Hilfe. Eine wertvolle Hilfe, wie du wohl zugibst.« Er lachte grollend. »Und sag jetzt nicht, du hättest nicht gewußt, welch einen Pakt du eingehst… Du hast es gewußt: Kytai … kytaia … yal … Llewaynal … Die alte Sprache, in der du mich gerufen und beschworen hast, dich an meinen Dämonenkräften Anteil haben zu lassen. Ich habe dir gegen Asyhra geholfen, ich habe den Phantom-Körper erschaffen, ich habe dich bis jetzt leben lassen. Jetzt komme ich, mir meinen Lohn zu holen. Ein Menschenleben. Von dir höchstpersönlich dargebracht.« Heimtückisch funkelten die Augen, die lange, gespaltene Zunge des Dämons wischte über die Hornlippen; ein scharrendes Geräusch begleitete diesen Vorgang.

»Du schweigst noch immer, Damona King? Suchst du nach einem Ausweg? – Du bist raffiniert! Ich traue dir nicht. Aber ich weiß auch, daß du den Pakt ehrlichen Herzens geschlossen hast. Sterbende Menschen lügen nicht – und mir gegenüber können sie das erst gar nicht… Ich werde meinen Preis nicht herunterschrauben. Ich bestehe darauf. Denn es wird mir ein Vergnügen sein, meinem Herrn Asmodis zu berichten, daß ich die gefährliche Dämonenjägerin Damona King unterstützt habe, einen Feind der Schwarzen Familie zu attackieren – und dafür von derselben Dämonenjägerin mit einem Menschenleben bezahlt wurde. Ein würdiger Abgang für eine wie dich … Du Wurm! Noch im Tod hast du deine ehernen Prinzipien verraten. Die Menschen schützen, das wolltest du doch, nicht wahr? Aber jetzt hast du zumindest einen Menschen verraten und verkauft. Wer ist es? Wer? – Mike Hunter? Oder dieser Ben Murray? Oder…«

»Sei still!« Damona sagte die beiden Worte ganz leise, aber ihr Stimme besaß eine derartige schneidende Schärfe, daß der Echsenköpfige unwillkürlich verstummte.

Er wich von ihrem Bett zurück. Eine makabre Erscheinung in dem gemütlich eingerichteten Zimmer. Neben Damonas Bett brannte eine kleine Lampe, die mit einem hellen Tuch überdeckt war, um die Schlafende nicht zu blenden. In dem offenen Kamin brannte ein Feuer. Schwach loderten die Flammen. Hin und wieder knackte ein Scheit, das von der Glut gefressen wurde. Das Feuer war weit heruntergebrannt. Bald würde jemand kommen und neue Scheite auflegen. Eine Uhr *tickte*.

»Ich weiß, was ich dir versprochen habe, Dämon«, sagte sie und versuchte, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. »Und – ich werde den Pakt auch nicht brechen…«

»Oho!« Der Dämon öffneten das gewaltige Maul und fletschte die Reihe scharfer Zähne. »Das freut mich zu hören…«

»Aber«, fuhr Damona King unbeirrt fort, »wir haben in unserer Abmachung nicht festgelegt, *wann* ich dir dieses Opfer darzubringen habe!«

Ein Ruck ging durch den Dämon. Mit schleichendem Schritt glitt er auf das Bett zu, sein Schatten fiel drohend über Damona, und unwillkürlich spannte sie sich an. Die Schmerzen waren wieder da, strahlten von der Wunde aus, lähmten sie, machten jeden Atemzug zur Qual.

»Du wagst es«, fauchte der Hexendämon Yakaal, »mich mit dieser Haarspalterei hinhalten zu wollen?«

»Ich weiß, ich werde nicht mehr lange leben. Ich habe mich damit abgefunden.« Sie legte eine kurze Pause ein, ließ ihre Worte einsickern. Es fiel ihr schwer, den Bluff durchzustehen. Verdammt, sie hatte sich überhaupt nicht damit abgefunden, sterben zu müssen!

Sie wollte leben – leben -.

»Weiter!«

»Bisher war das allein mein Problem. Jetzt aber…« Damona lächelte eisig, und ihre grünen Hexenaugen schienen in den unergründlichen Tiefen aufzuglühen. »Jetzt aber ist es auch dein Problem – vorausgesetzt, du bestehst auf dein Opfer. Wenn nicht, ich meine, wenn du einfach darauf verzichten willst… Gut, dann kannst du verschwinden und mich hier meinem Schicksal überlassen …« Sie starrte ihn an, sah das Speicheltriefen zwischen seinen Reißzähnen, schlierige Spuren zogen sich über das wulstige Maul, Geifertropfen fielen herunter. »Oder – du kannst mich von dieser Wunde heilen, dann hast du zumindest die Gewißheit, daß ich dir irgendwann das Opfer darbringen werde …«

Und in diesem Augenblick wußte sie auch, wer dieses Opfer sein würde… Und es gab nur einen Menschen, den sie bedenkenlos diesem Ungeheuer opfern würde …

Zarangar!

»Ich könnte noch etwas ganz anderes tun…«, grollte der Unheimliche und streckte seine Pranken aus. Die langen, spitzen Klauen öffneten und schlossen sich vor Damonas unbewegten Gesicht. »Ich könnte dich töten, dich zerfleischen …«

»Ich habe dir gesagt – ich habe keine Angst vor dem Tod.«

»Vielleicht doch.«

»Finde es heraus!« Ihr eisiges Lächeln verstärkte sich um einen Hauch. »Aber dann wirst du dein Opfer nie bekommen. Du hättest nur mich… Und du hättest mich selbst getötet. Das würde dich um deinen Triumph bringen, mein Guter.«

Er dachte offenbar angestrengt nach. Dann zuckte er zusammen, als draußen auf dem Korridor Schritte laut wurden. Er huschte hinter die Tür, ein grausames Lachen verzerrte seine Fratze, als er die Pranke hob…

Und darauf lauerte, daß die Tür geöffnet wurde.

»Es wäre nicht dasselbe«, sagte Damona gelassen, obwohl sie unter Hochspannung stand. Es fiel ihr dabei schwer, sich zu konzentrieren. Ihr war schlecht. Ständig irrten ihre Blicke ab, sanken ihre Lider bleischwer herunter. Sie hatte keine Kraft mehr.

Draußen passierten die Schritte – und entfernten sich den Gang hinunter. Irgendwo wurde eine Tür geöffnet und wieder geschlossen. Stille trat wieder ein.

Der Hexendämon entspannte sich. Kam wieder an Damonas Bett.

»Du hast keine Chance, Hexenbalg«, stieß er haßerfüllt hervor.

Das bedeutete, sagte sich Damona, daß ich so gut wie gewonnen habe. Er steckt zurück. Er -.

»Von mir darfst du keine Hilfe mehr erwarten. Ich – verzichte auf das

Opfer, und…«

»Du verzichtest – formell? Im Sinne des Paktes?«

Er grinste raubtierhaft. Bei jeder Bewegung, die er machte, scharrten die Schuppenplatten übereinander. »Im Sinne des Paktes, ja, Damona King. Du hast mich hereingelegt, aber kein Sterblicher legt mich ein zweites Mal herein. Ich verzichte auf meinen Lohn. Aber du wirst sterben. Ich helfe dir nicht. Ich weiß, du hast mit meiner Gier gerechnet. Aber es gibt etwas, das stärker ist. Meine Loyalität zu Asmodis. Er würde mich töten, wenn ich…«

»Wenn du es mir zu einfach machen würdest.«

»Nein. Nicht einmal damit kannst du mich ködern, daß du für uns den Schwarzen Druiden erledigen würdest. Oder die Blutgötter an ihrer Rückkehr hindern würdest. Die Schwarze Familie ist mittlerweile stark genug. Anders organisiert… Wir werden selbst mit diesen Emporkömmlingen fertig.«

»Damit wären die Fronten abgesteckt«, räumte Damona lakonisch ein.

»Ja. Dein Tod wird nicht leicht sein. Selbst wenn ich meine Magie von der Wunde nehme. Es wird nicht schnell gehen. Vielleicht vegetierst du noch Wochen so wie jetzt dahin. Du bekommst alles mit, was um dich herum vorgeht. Du siehst, wie die Macht der Dämonen zunimmt… Und wie deine Freunde sterben. Draußen lauert bereits ein Späher-Dämon der Schwarzen Familie. Du wirst keine Sekunde mehr unbeobachtet sein. Er ist immer da. Und er ist wachsam. Vielleicht wird er irgendwann hungrig. Hungrig auf Menschenblut. Oder auf eure Seelenenergie. Dann schlägt er zu. Irgendwann, wie gesagt. Vielleicht holt er sich zuerst den alten Butler. Dann Mike Hunter … wenn er sich jemals noch hier zeigen sollte …«

Was wußte der Dämon über Mike? Aber Damona wagte nicht, eine diesbezügliche Frage zu stellen, weil sie damit eine verwundbare Stelle offenbart hätte. Sie schwieg. Langsam sank sie wieder in die klammen Kissen zurück, behielt den Dämon aber weiterhin vorsichtig im Auge.

Sie wollte wissen, wann der Tod kam. Vielleicht überlegte er es sich noch einmal anders und griff sie doch an…

Das schien er sich zumindest durch den Schädel gehen zu lassen.

Sein Echsengesicht zuckte. Die Spaltzunge flirrte nervös aus und ein.

Keuchend ging ihr Atem. Wie aufgescheuchte Bienen wirbelten die Gedanken in ihrem Gehirn. Doch sie konnte nur abwarten. Und auf alles gefaßt sein.

Die Konturen des Hexendämons wurden durchscheinend.

»Willst du dich nicht verabschieden, Yakaal?« fragte sie spöttisch und wußte in diesem Moment nicht, ob sie ihn provozieren wollte, damit er endlich ein Ende machte, oder sich doch noch irgend eine Hilfe von

ihm versprach. Sie mußte zugeben, sie hatte sich verrechnet. Sie hatte geglaubt, er würde ihr noch einmal helfen.

»Du weißt genau, daß ich nur aufgrund des magischen Paktes innerhalb dieses Mauerwerks weilen konnte«, knirschte er. »Die Dämonenbanner und Reliquien der weißen Magie schwächen mich. Der Pakt ist aufgehoben. Du weißt das alles – und indem du mich so hinterhältig fragst, verspottest du mich. Ich weiß es. Aber ich werde es sein, der zuletzt lacht.«

»Du wolltest den Pakt aufheben, nicht ich.« Ihre Zähne klapperten vor Anstrengung aufeinander. Sie konnte sich nicht mehr lange aufrecht halten. Yakaal hatte seinen schützenden Bann von ihr genommen. Die Auswirkungen der tödlichen Wunde setzten ein, überschwemmten sie, zehrten sie vollends aus…

»Ich verschwinde, wie du es mir angeboten hast. Du aber stirbst einen langen Tod. Zumindest darin sind sich die Dämonen der Schwarzen Familie mit dem Druiden einig. Und mit dir sterben deine Freunde. Hier in diesem Gemäuer mögt ihr sicher sein. Aber sobald ihr es verlaßt…« Er lachte hämisch. »So sind wir also doch die wahren Sieger, Damona King. Dein Bluff und dein Triumph über mich waren nur ein lächerliches Aufbegehren, das man wegsteckt, ohne länger darüber nachzudenken …«

Aus! durchfuhr es Damona King. Sie spürte die Verzweiflung und die Enttäuschung bitter und glühend heiß in sich aufsteigen. Aber damit kam auch die bleierne Schwere des Todes wie ein schleichendes Gift. Der Hexendämon hatte sie vorhin mühelos ins Leben zurückgeholt, hatte sie aus ihren Alpträumen gerissen und wieder ins Bewußtsein gebracht. Sie hatte alles genau mitbekommen sollen.

Seine Forderung nach dem Lohn – nach dem Menschenopfer…

Das, was er über sie gesagt hatte. Daß er Asmodis berichten werde, von ihr ein Menschenopfer bekommen zu haben. Jetzt sah er sich um dieses Opfer betrogen und nahm den Zauber endgültig von ihr.

Und ihr Leben verströmte… Sie sank in die Agonie zurück, sie…

Der geifernde, bestienhafte Aufschrei fuhr wie ein glühendes Messer durch die Watte in ihrem Verstand, riß sie noch einmal jäh aus ihrer Benommenheit zurück ins Leben. Die Tür zu ihrem Zimmer wurde aufgestoßen. Hart knallte sie gegen die Wand. Yakaal, der Hexendämon, federte herum und stieß sich ab… Ein durchscheinender Schatten, bereits halb aufgelöst, nur mehr ein grausiges Phantom, ein Zerrbild seiner selbst …

Trotzdem aber eine tödliche Bestie?

Er sprang den Eintretenden mit einem wilden Knurren an!

Als Damona sah, wer dieser Eintretende war, begann ihre Herz zu rasen. Nein, nicht ihn! schrien ihre Gedanken, während sie bereits das Laken mit verzweifelter Kraft zurückschleuderte… Sie wollte aus dem

Bett heraus, eingreifen, irgendwie eingreifen, aber ihre Beine knickten ein. Sie kippte einfach um, sah, den teppichbelegten Boden zu sich heraufrasen. Das Poltern, mit dem sie aufschlug, mischte sich mit dem Aufprall des Dämons auf sein Opfer ...

Im nächsten Sekundenbruchteil mußten die Kieferreihen des Hexendämons zuschnappen…

***

Der grausige Schrei in dem Wintersturm war kaum verklungen, da hatte Harrison Valleroy schon gehandelt. Irrsinnig schnell hatte er das Eingangsschott der Basis entriegelt und aufgerissen. Seine behandschuhte Faust hämmerte auf den roten Alarmknopf neben der Tür, und das durchdringende, nervenaufreibende Jaulen setzte ein.

Schritte polterten herbei. Stimmen wurden laut und näherten sich zusammen mit den hastigen Schritten.

Harrison Valleroy war mit drei langen Sätzen am Gewehrständer, der in diesem Raum stand. Noch immer saß ihm das Grauen im Nacken. Eine Frau hatte geschrien. In höchster Todesnot. Was war da draußen in dieser weißen Hölle passiert? Und – wie kam eine Frau hier herauf?

Er rammte das Magazin in die Winchester, lud durch. Mit einem harten Knirschen fuhr die Kugel in den Lauf.

»Was ist denn los? Valleroy, he!«

Harrison wirbelte herum; die Winchester im Anschlag. Roy Haggerty lief aufgeregt auf ihn zu. Danny Villier stoppte am offenstehenden Schott und spähte in die Nacht und den tanzenden Schnee hinaus.

»Eine Frau hat geschrien. Muß ganz in der Nähe gewesen sein.«

Valleroy stürmte bereits wieder zur Tür. »Kommt.«

»He, nicht so schnell, wir müssen die anderen…«

Harrison Valleroy hörte nicht mehr hin. Er tauchte durch das niedere Schott, hinaus in die Kälte und die Schwärze und den Schnee.

Noch wütender kam ihm das Wüten der weißen Flocken jetzt vor.

Und der Sturm tobte mit einem infernalischen Kreischen, daß sich unwillkürlich Valleroys Nervenstränge anspannten und vibrierten.

Er blickte sich kurz um. Keiner seiner beiden Team-Kameraden folgte ihm. Das wunderte ihn nicht. Sie mußten sich erst in ihre Schutzanzüge zwängen, vielleicht auch noch die Fragen der anderen beantworten…

Er aber hetzte durch das Schneetreiben in die Richtung, aus der der Schrei gekommen sein mußte. Harrison war klar, daß er sich verdammt irren konnte, denn bei einem solchen Wetter war es einfach unmöglich, die Richtung eines Schreis exakt zu bestimmen.

Aber er vertraute auf seinen Instinkt. Vorsichtig hielt er Ausschau und ärgerte sich jetzt bereits darüber, daß er nicht ein paar Sekunden zusätzlich geopfert und eine Magnesiumfackel oder einen der starken

Handstrahler mitgenommen hatte. Nicht auszudenken, was passierte, wenn er sich verirrte. Der Abhang mußte ganz in der Nähe sein…

Er durfte sich nicht zu weit von der Station entfernen. Hier gab es keine Leichtmetallstangen mit roten Wimpeln. Harrison Valleroy spürte, wie ihm die Kehle eng wurde, blieb stehen, kreiselte um seine eigene Achse, blickte zurück… Ein verwaschener, goldgelber Flecken in der Düsternis bezeichnete die Station. Scheinbar bereits unendlich weit entfernt, wie in einer anderen, friedlicheren Welt, obwohl ihn nur ein paar Schritte davon trennten.

Die Schneeflocken verklebten sein Gesicht. Er konnte kaum mehr die Augen offen halten. Seine Atemzüge mußte er flach halten, denn die ausgestoßene Luft gefror sofort in dem Schal. Als eisiges Bündel hing er vor seiner unteren Gesichtshälfte.

Außer dem Heulen des Sturmes und dem hektischen knisternden, rieselnden Fallen des Schnees blieb alles still. Hatte er sich vorhin den Schrei nur eingebildet? Kalt lief es ihm über den Rücken.

Er kehrte um, zögerte, änderte abermals die Richtung. Jetzt traf ihn der Sturmwind hart von der Seite her. Er kämpfte sich durch das Tohuwabohu.

Er wurde beobachtet, aber das bemerkte er dieses Mal nicht. Unmenschliche Augen, die kalt wie Gletschereis waren, verzogen sich unter einem zufriedenen Höllengrinsen…

***

»Keine Ahnung, was mit Harrison los ist«, stieß Roy Haggerty ungeduldig hervor und knöpfte die Parka schnell zu. »Aber er hat die Winchester mitgenommen und er muß somit eine ganze Handvoll guter Gründe dafür gehabt haben, einen derartigen Wirbel zu veranstalten. Also beeile ich mich, falls er Hilfe braucht…«

»Dann nimm du auch eine Waffe mit!« Lydiss Anderson, die sympathische Ärztin mit dem kindlichen Gesicht, lud die Winchester durch und reichte sie ihm. In ihren hübschen blauen Augen flackerte Unsicherheit und Angst. Haggerty stellte diese Regungen auch bei den anderen fest. Danny überspielte sie am besten. Aber Dr. Ferristone und Mitchell Santiago zeigten sie offen. Sie redeten durcheinander, gestikulierten und versuchten ihn und Villier davon abzuhalten, ebenfalls in den Schneesturm hinauszugehen.

»Das ist doch verrückt!«

»Ihr habt keine Chance, nicht bei dem Wetter…«

Ja, sie hatten Angst. Eine kreatürliche Angst, weil offenbar etwas eingetreten war, mit dem sie nie gerechnet hatten. Ihm selbst gingen die gleichen schlimmen Ahnungen durch den Sinn. Bisher hatten sie alle sich in der Basis Alpha völlig sicher gefühlt. In dieser Höhe lag sie in einer absoluten Todeszone, hier gab es nur kluftiges Gestein,

Geröllhalden, Schneefelder und wütende Sturmböen. Feinde waren undenkbar, und ebenso Raubtiere. Nicht einmal mit gegnerischen Spionen hatten sie gerechnet. Die Basis war streng geheim. Man kam nur mit dem Hubschrauber hierher – und die einzige Piste in gut fünfzig Meilen Umkreis lag unterhalb der Station und war gut einsehbar. Bei einem derartigen Mistwetter konnte kein Pilot der Welt unbemerkt hier oben landen. Er konnte nicht einmal hierher finden.

Trotzdem mußte da draußen etwas passiert sein. Eine Frau sollte geschrien haben? Eigentlich unmöglich, aber Harrison Valleroy gehörte nicht zu der Sorte Männer, die dumme Sprüche klopften oder schlechte Scherze machten. Außerdem: wenn einer Nerven hatte, dann der Einzelgänger Valleroy.

Die anderen redeten noch immer auf ihn und Dan Villier ein, irgend jemand stellte die jaulende Alarmsirene ab, ein anderer hustete. Zigarettenrauch stieg auf. Roy Haggerty aber war fertig. Dan Villier nickte ihm zu. Auch er streifte soeben die Schneebrille über und zog die Parka-Kapuze ins Gesicht.

Durch das offene Schott fauchte eisiger Wind und trug Schneepartikel mit sich, die kalt im Licht aufglühten und klebrige Eisflecken auf den Boden dieses Vorraumes tupften.

»Wünscht uns wenigstens Glück, ihr Pfeifen!« brummte Villier.

Dr. Farristone kam mit einem verzerrten Lächeln auf ihn zu, hielt ihm die Hand hin und sagte etwas. Haggerty aber stieß bloß ein verächtliches Grunzen aus, packte die Winchester härter und knipste die starke Stablampe an.

Dann war er draußen. Augenblicklich umfing ihn ein hektischer Wirbel aus weißen Flocken. Der gelbe Lichtstrahl schnitt in die Dunkelheit. Weit stach er nicht hinein. Der Schnee war ein teuflischer Gegner.

Und diese Nacht war eine teuflische Nacht.

»Warte!« rief hinter ihm Dan Villier. Der drahtige Halbindianer holte zügig auf. Hier direkt vor der Station lag der Schneemantel noch nicht sehr tief. Aber je weiter sie von der Basis wegkamen, um so tiefer wurde er.

»Wo steckt Valleroy bloß?« Haggerty mußte laut brüllen, damit er das Winseln und Heulen des Schneesturmes übertönte. Angestrengt suchte er nach den Fußspuren Valleroys, entdeckte aber nichts dergleichen. Es sah so aus, als sei der Kollege buchstäblich weggezaubert worden.

»Dieser Dummkopf! Warum hat er auch nicht gewartet, bis wir…« Villier sagte noch etwas, aber das ging im Toben der Naturgewalten unter.

Elende Kälte! sagte sich Haggerty und stapfte weiter in die Eisund Schneewüste hinein. Die Station verschwand hinter ihnen in der

Schwärze. Mit ihren hohen Schneekappen waren die beiden Kuppeln ohnehin so perfekt der Umgebung angepaßt, daß man sie erst sah, wenn man ziemlich nahe davor stand.

Er wurde nervös. Sein Finger lag am Abzug der Waffe, aber zum Teufel, er wurde trotzdem nervös. Die wallenden, tanzenden Flocken schienen das zu spüren, bildeten Fratzen, die ihn gierig und blutrünstig durchdringend anstarrten. Die ihn taxierten, wie ein Raubtier die Beute taxiert.

Als dann der Angriff erfolgte, hatte Roy Haggerty keine Chance!

Er hatte trotz allem mit einem solchen Angriff niemals gerechnet!

Sein rechter Stiefel stieß gegen etwas Weiches, unter dem Schnee Verborgenes… Eine wellenförmige Erhebung. Er ruckte die Hand vor, die die Stablampe hielt, und leuchtete den Flecken aus. Die Erhebung hatte entfernt menschliche Konturen …

»Dan!«

Der Halbindianer hastete hinter Roy Haggerty heran, folgte den tief eingegrabenen Fußspuren des Kollegen und hatte es dadurch etwas einfacher. Allerdings war er nicht schnell genug, um dem Schicksal noch ins Handwerk pfuschen zu können.

Roy Haggerty kniete sich bereits hin. Die Winchester hatte er in den Schnee gerammt, mit dem Kolben nach unten. Er schaufelte die weiße Masse beiseite, und ein heiserer Schrei entfuhr ihm, als er die bleiche Hand freilegte.

Eine schmale Hand, lange, zierliche Finger…

Die Hand einer Frau!

Sie lag unter den Schneemassen begraben… Guter Gott Haggerty wühlte wie besessen, daß ihm der Schweiß aus den Poren trat. Also hatte sich Harrison Valleroy doch nicht getäuscht … Der Geologe hörte sein Herz pochen.

Die Hand bewegte sich, zitterte, zuckte…

»Roy, da…«

Das Wort blieb dem Halbindianer im Hals stecken. Die Frauenhand erwachte zu gespenstischem Leben! Mit der jähen Schnelligkeit einer zustoßenden Schlange fuhr sie hoch, packte Roy Haggertys rechtes Handgelenk – und riß ihn vorwärts. Er krachte mit dem Gesicht voran in den Schnee. Und der lebte plötzlich! Brodelnd wich er beiseite, Bewegungen wischten ihn weg, brachen ihn auf.

Ein blitzender Schemen sirrte auf ihn zu… Roy Haggerty ahnte es mehr, als daß er es sah. Er wälzte sich zur Seite. Aber er kam nicht weit. Die Frauenhand hielt ihn wie eine unbarmherzige Stahlklammer. Die Stablampe wurde ihm aus der Hand geschlagen. Der blitzende Schemen entpuppte sich als lange Dolchklinge, die von unten nach oben gestoßen wurde …

Und in seine Brust rammte!

Er röchelte, brach in die Knie, spürte, wie der eiserne Griff nachließ…

Unerbittlich fuhr die Klinge immer wieder durch die dicken Stoffschichten von Parka, Pullover, Hemd und Unterhemd in seinen Körper. Roy Haggerty starb, und wußte nicht einmal, warum. Blutrot kamen ihm die Schneeflocken jetzt vor, die vom Himmel herunterrieselten und bereits damit anfingen, ihn zuzudecken…

***

Dan Villier riß die Winchester hoch und drückte ab!

Peitschend entlud sich die Waffe, das Echo des Schusses brach sich an den nahen Felsentürmen und hallte zitternd über die Eiswüste.

Villier wurde vom Grauen geschüttelt. Aus dem Schnee sprang eine Frau hoch, blitzschnell packte sie Roy Haggerty und stach wie von Sinnen auf ihn ein.

Dan Villier begriff es nicht. Er begriff nicht, warum sie das tat. Er begriff nicht, wie sie hierher kam und warum sie in dieser Eishölle so unzureichend angezogen überhaupt noch lebte.

Er feuerte, jagte Kugel um Kugel aus dem Lauf und sah auch, daß er traf. Sie ließ Roy los. Er fiel schlaff in den Schnee. Dunkle Flecken markierten auf der hellen Kombination der geheimnisvollen und tödlichen Frau die Einschläge der Geschosse. Die Frau wurde auch zurückgeworfen, taumelte aber nur und hielt sich weiter auf den Beinen.

Roy Haggerty aber lag auf dem Rücken, verkrampft, die Arme ausgestreckt, als wolle er die Schneeflocken einfangen, die auf ihn herunterfielen.

»Warum? Warum? Warum?« brüllte Villier bei jedem neuen Durchziehen des Stechers. Die Frau vollführte einen grotesken Tanz, zog sich in die Dunkelheit und das Schneegestöber zurück, und Villeroy folgte ihr. Sie war wie eine Puppe. Sie schien keine Knochen im Leib zu haben. Den Dolch hielt sie noch immer in ihrer Rechten.

Den Dolch, der mit Roys Blut besudelt war…

Als die Frau ein gellendes Gelächter ausstieß, verlor Dan Villier die Nerven. Noch immer fiel die Unheimliche nicht um, noch immer lebte sie, obwohl das nicht sein durfte!

Daß sie ihn nur an eine ganz bestimmte Stelle lotsen wollte, begriff er zu spät. Neben ihm bewegte sich ein Schneehaufen. Die weißen Partikel stoben zur Seite und – spien einen zweiten Körper aus.

Einen Mann! Groß, massig, rote Stoppelhaare, Stiernacken, ein geisterhaft bleiches Gesicht, in dem die grell roten, wulstigen Lippen furchtbar kontrastierten.

Auch dieser Mann war viel zu leicht angezogen. Cordhosen, Pullover, ein Anorak, Stiefel. Mehr nicht. Trotzdem lebte er. Und wie er lebte!

Mit einem einzigen Satz erreichte er ihn, prallte gegen ihn und schlug zu. Villiers Winchester wirbelte davon. Die Stablampe ebenfalls. Ein irrer Lichtstreifen zeichnete ihren Flug nach – gleich einem Kometenstreifen.

Dann klatschte Dan Villier in den Schnee, und der Stiernackige landete auf ihm. Aggressiv wie ein Raubtier fauchte er. Die wulstigen Lippen zogen sich zurück und entblößten ein Vampirgebiß!

Grauenvolle, lange Eckhauer glänzten feucht…

»Du – du bist ein Vampir!« keuchte Villier. Er schüttelte von fassungslosem Grauen gepeitscht den Kopf.

»Nein. Kein Vampir. Obwohl ich dein Blut brauche.« Die Stimme des Mannes war grauenvoll, rauh wie Schmirgelpapier und eiskalt, ohne jegliches Gefühl.

»Warum?«

»Weil sonst mein Körper zu schnell verwest. Trotz dieser arktischen Kälte hier.«

Starr vor Angst lag Villier im Schnee, spürte das Gewicht des Mannes auf sich und die Kälte, die ihn von unten her durchdrang. Der Stiernackige beugte sich genußvoll langsam herunter. Seitwärts, dort, wo Roy Haggerty blutend im Schnee lag, wurde ein gieriges Schmatzen und Saugen laut, begleitet von reißenden und fetzenden Geräuschen, die Dan Villier endgültig den letzten Rest von Beherrschung raubten. Er schrie. Er kreischte. Seine Stimme kippte.

»Es hat keinen Sinn. Du entkommst mir nicht. Ich brauche dein Blut. Ich bin tot, mein Körper produziert den Lebenssaft nicht mehr. Dennoch brauche ich ihn. Sonst vergeht mein Körper… Das darf nicht sein.« Sachlich rasselte der Unheimliche diese Worte herunter.

Villier wußte, daß sie ihn nicht trösten sollten. Auch stellten sie nicht unbedingt eine Erklärung dar, damit er beruhigt sterben konnte.

Nein. Der Kerl wollte ihn damit noch quälen…

Und es gelang ihm! Die Stimme geisterte durch seinen Verstand, hallte, hallte… *Ich bin tot, ich bin tot … ich brauche dein Blut …*

Der Teufel würde es sich holen. So, wie es sich seine Partnerin von Roy Haggerty holte.

Jetzt konnte Villier sogar den stinkenden Atem wahrnehmen, der aus dem aufklaffenden Mund des Unheimlichen fächelte. Ein kalter Atem – fast so eisig wie der des Sturms. Darin mischte sich der würgende, intensiv süßliche Geruch von Moder und Verfall… Schneeflocken schlugen auf sie herunter.

Mit einem gierigen Zubeißen trieb der Unheimliche seine Vampirhauer in Dan Villiers Hals und beendete das Leben des Halbindianers…

***

Als Harrison Valleroy das dumpfe Bellen der Schüsse durch das Schneetreiben hörte, rannte er los. Die schlimmsten Befürchtungen erfüllten den großen, durchtrainierten Mann.

Er kam nicht schnell genug vorwärts. Sein Rennen war eher ein taumelndes Staksen. Verbissen umkrampfte er die Winchester. Der Schnee lag hier viel zu hoch, die unteren Bereiche waren nicht fest genug gefroren, so daß er sich wie in nachgebendem Morast vorkam. Immer wieder sank er tief ein und mußte sich freiwühlen. Das kostete Zeit – Zeit, die er nicht hatte. Schon längst war wieder lähmende Stille unter dem Brausen des Sturmes eingekehrt. Nebel kroch jetzt über die Schneedecke, langsam, verstohlen, kalt. Er bildete ein wogendes Leichentuch.

Harrison hörte das Stöhnen…

Im gleichen Augenblick lag er auf dem Bauch im Schnee, die Winchester im Anschlag. Zitternd entsicherte er die Waffe. Die dicken Handschuhe behinderten ihn. Er fetzte sie herunter, ohne auf die Kälte zu achten, die sich gierig in seine Haut fraß.

Auf allen vieren robbte er weiter. So ging es sogar besser. Er paßte auf. Seine Nerven spannten sich zum Zerreißen an. Keine Bewegung in der Finsternis rings im ihn her. Keine Geräusche, keine hastig davonstapfenden Schritte.

Die Schüsse… Er mußte an Villier und Haggerty denken. Zumindest sie waren ihm sicher gefolgt. – Um hier draußen zu sterben?

Doch wer sollte sie angreifen? – Aber er hatte das Stöhnen gerade nicht geträumt. Genauso wenig wie vorhin den verzweifelten Schrei. Was ging hier vor?

Er blieb liegen, denn plötzlich hörte er murmelnde Stimmen. Verstehen konnte er nichts. Der Wind orgelte zu laut. Schneefahnen trieben hoch, weiße Gespenster in dieser Schneehölle. Die Nacht breitete sich undurchdringlich über dem gewellten, tristen Land und dem Nebel aus. Plötzlich haßte Valleroy den Schnee und das Eis und den Sturm…

Eine dünne Schneeschicht überzog ihn bereits. Er kroch weiter, robbte mit einer verbissenen Zähigkeit und hoffte inbrünstig, daß alles nur ein Irrtum war. Die Schüsse… Vielleicht hatten seine Kollegen nur überreizt gehandelt, als vor ihnen eine Schneewehe vom Sturm auseinandergefasert worden war.

Aber die Kälte und das bedrückende Gefühl von Todesangst, das sich mit dem Nebel über dem Schnee ausbreitete, sich auf ihn legte, war real spürbar…

Keine halbe Minute später hatte er die Gewißheit, daß es kein Irrtum war, daß ihm auch seine Nerven keine Streiche gespielt hatten.

Er entdeckte die Leichen seiner beiden Kollegen – und nur ein paar Schritte entfernt den verrenkt daliegenden Körper einer bildschönen

Frau…

… der sich plötzlich zuckend bewegte!

***

Der dünne, seidige Flaum begann in dem Augenblick auf seinen Händen und Armen zu sprießen, in dem er die schrille, disharmonische Musik hörte!

Thomas Warner lag trotz der späten Stunde nicht in seinem Bett, sondern kauerte im Lotos-Sitz auf dem Boden und starrte in die Glut des erloschenen Kaminfeuers. Seine Hände ruhten auf den Knien. Er sah, wie sich der Flaum vermehrte, wie zierliche Federn daraus wurden. Thomas Warner lächelte nur. Die Glut unter den zerfallenen Scheiten leuchtete dunkelrot – blutrot. Mehlige Ascheflocken wurden von unsichtbaren Fingern umgerührt, erhoben sich, sanken wieder nieder. Die Glut flackerte.

Es fängt wieder an, dachte er. Alles wird wieder so, wie es früher war. Früher… Der Junge begann zu zittern. Er war jetzt knapp und seit über einem Jahr hier auf King's Castle zu Hause. Das Früher war für ihn gleichbedeutend mit; ununterbrochener, grenzenloser Angst. Die Anstalt … Die Gummizelle … Waynesdale, der korrupte Leiter dieser Anstalt.

Die Bilder des Grauens… Thomas Warners Hände ballten sich zu Fäusten, der Flaum auf den Handrücken sträubte sich. Er hatte das Chaos gesehen. Auf den weißen Wänden seines kleinen Zimmers waren Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart in einem Reigen des Wahnsinns und des Terrors miteinander verschmolzen. Dämonen hatten sich ihre Opfer geholt, Blut war aus der Wand gequollen …

Bastardas Riesen-Bestien hatten die Menschen heimgesucht.

Und er galt als unheilbar geisteskrank. Schizophren. Ein bedauernswerter Junge, der an Wahnvorstellungen litt.

Seine Eltern hatte er nie gekannt. Das hieß – er konnte sich nicht an sie erinnern. Waynesdale hatte einmal behauptet, sie seien Dämonen gewesen…

Dämonen…

Dieses eine Wort hallte in seinem Schädel wieder, furchtbar, dröhnend, als pflanze es sich durch unzählige verschlungene Korridore fort.

Damona King hatte Waynesdales Machenschaften auffliegen lassen und ihn, Thomas Warner, aus der Anstalt herausgeholt. Sie hatte ihn von Manhattan mit nach England genommen, auf King's Castle, und mit ihm seine ehemalige Pflegerin Claire Palmer, die immer auf seiner Seite gewesen war. Sie hatte ihm Mut zugesprochen und ihn getröstet, wenn er sich vor Angst zusammengekauert hatte, wenn die Bilder des Grauens so fürchterlich geworden waren, daß er seine Panik

herauskreischen mußte…

Ich bin nicht verrückt, sagte sich Thomas seltsam entrückt. Ich weiß nicht, wer meine Eltern waren – oder sind. Vielleicht wirklich – Dämonen. Aber ich bin nicht verrückt. Ich bin – anders. Damona weiß das. Liebe Damona. Und Claire und Ben und Mike. Sie alle wissen das. Sie akzeptieren mich so. Lieben mich. Sie verachten mich nicht. Und hier in King’s Castle bin ich sicher. Auch vor meinen Eltern, den Dämonen.

Diese Feststellung brachte irgendwo in seinem Geist eine Saite zum Schwingen. Seine Eltern, die Dämonen…

Nein, hier auf King’s Castle bin ich sicher.

Das hatte er geglaubt, und seit über einem Jahr waren auch die Wahnsinnsbilder nicht mehr gekommen. Frieden war in ihn eingezogen. Er widmete sich seinem eigenen Ich. Zog sich in seine Seele zurück. Meditierte. Dachte über die Schönheiten dieses und des anderen Lebens nach. *Sah* schöne Bilder. Manchmal war er aus dieser *Traumzeit* herausgerissen worden.

Damals, als man ihn zu Medusas Bruder gemacht hatte. Zu einem Diener des Bösen.[4]

Oder als er Damona die wichtige Botschaft von den Freaks von Amsterdam hatte mitteilen müssen…[5]

Und heute wieder.

Das Kaminfeuer war erloschen, die Glut jetzt ebenfalls. Dunkelheit herrschte in seinem Zimmer.

Und doch gab es da Schatten. – Bizarre, monströse Schatten mit vier Armen und klauenbewehrten Pranken, die über die Wände geisterten. Thomas Warner versteifte sich. Seine linke Hand strich sanft über den Handrücken der rechten. Der Flaum war noch da.

Keine Einbildung.

Die Schatten wisperten und flüsterten geheimnisvoll miteinander.

Als sie merkten, daß Thomas sie beobachtete, lösten sie sich auf, ein schwarzer Wirbel – Turbulenzen – Wind, der ihm in das verschwitzte, angespannte und mädchenhaft schöne Gesicht schlug…

Thomas Warner richtete sich in einer geschmeidigen Bewegung auf. Er lauschte in sich hinein. Er hatte zwei Persönlichkeiten in seinem Schädel. Seine eigene. Und die seines Vaters. Eine grausame Persönlichkeit. Bis heute hatte sein Vater sich nicht mehr gemeldet.

Vielleicht hatten ihn die Ausstrahlungen der friedlichen weißen Magie zurückgehalten.

»Ich habe dich verachtet, Sohn«, grollte Thomas Warner mit einer krächzenden Stimme. »Deshalb bin ich dir ferngeblieben.«

»Ich habe Angst, Vater«, flüsterte Thomas. »Angst – vor dir. Und vor den Schatten.« Das sagte er mit einer kindhaft hellen Stimme.

Sein hagerer Körper vollführte ruckartige, unkontrollierte

Bewegungen, schien zwei befehlsgebenden Geistern zugleich gehorchen zu wollen.

»Dazu hast du auch allen Grund, Sohn…«

Thomas Warners Augen waren groß, sehr groß. Mädchenaugen.

Unergründlich. Jetzt waren sie vor Angst geweitet. Sein Mund zuckte.

Die Schatten aber waren verschwunden. »Vater?« hauchte er.

»Ich bin da. Ich war immer da. Du bist meine Brücke in diese verdammte Hochburg des Lichts.«

»Wer bist du?«

»Du weißt es noch immer nicht? Obwohl ich dir… so nahe bin? Obwohl ich gleichzeitig auch du bin?« Ein hämisches Lachen kam über die bebenden Lippen des Jungen. Seine Hände ruckten hoch.

»Sieh sie dir an!«

»Dämonenhände…«

»Die Hände eines Weichlings! Dämonenhände sehen so aus!« Ein ziehender Schmerz raste durch Thomas Warners Körper, der Flaum verwandelte sich, Schuppen entstanden, aus den Fingerspitzen pulsierte Blut, dann brachen spitze Klauen hervor… »Nein! Nein!« schrie der Junge. Er wehrte sich gegen die Verwandlung, spürte einen unsagbar bösen Geist in sich, eine Aura, die er noch nie wahrgenommen hatte, solange er sich zurückerinnern konnte. Sekundenlang glaubte er, vor seinem *inneren* Auge eine wuchtige Gestalt zu sehen… Jemanden, der von hinten angestrahlt wurde, einen Körper, der nur aus grauenhaft schwarzen Konturen bestand … Und aus zwei furchtbaren roten Augen, die wiederum ihn anstarrten.

»Wer bist du?« fragte er noch einmal.

»Finde es heraus«, grollte es aus seinem eigenen Mund – eine kalte, grausame Stimme. Eine Stimme, die vor Hohn triefte – und vor Genugtuung, dieses entsetzliche Spiel mit ihm treiben zu können.

»Finde es heraus. Aber ich warne dich. Vielleicht wird dich die Wahrheit umbringen… Und mit dir deine Freundin – Damona King.«

Thomas Warner schüttelte den Kopf. Er wankte durch das finstere Zimmer, stieß gegen den Tisch, auf dem eine Vase mit Blumen stand. Er verkrallte sich in der Tischdecke, riß sie mit sich, als er weitertaumelte. Splitternd zerbarst die Vase. Er kam an die Tür.

»Vielleicht bist du wie ich… Abgrundtief böse … Abgrundtief böse … Abgrundtief …«

Thomas Warner bekam die Tür auf, stieß sie mit fahrigen Händen zurück, stürmte in den dunklen Korridor hinaus. Die dicken Steinwälle links und rechts strahlten Kälte aus. Geisterfinger, die über sein Gesicht und seinen Nacken glitten. Er rannte. Er wußte nicht, wohin. Die Stimme seines Vaters war verschwunden. Sein Ego auch.

Thomas bemerkte das gar nicht.

Er kam erst wieder zur Besinnung, als er stolperte, der Länge nach auf dem Boden landete – in trübem kaltem Wasser, das einige Zoll hoch stand. Ratten trippelten platschend durch dieses Wasser, wimmelten neben und auf ihm.

Mit einem tierhaften Schrei zuckte Thomas Warner hoch. Schwärze umgab ihn, hüllte ihn wie mit einem feuchtkalten Mantel ein. Er sah Konturen… Schwach … Ein Gang. Die Wände zerfressen von Wasser und Kälte. Hier und da lagen größere Quadersteine auf dem Gangboden. Die Ratten zogen sich zurück.

Thomas Warner stand auf, stützte sich an den schmierigen Wänden ab. Pilzflechten bedeckten sie. Das gallertige Zeug klebte an seinen Fingern. Die Panik war wie eine alles verzehrende Flamme. Er hatte Angst Furchtbare Angst. Die Schatten kamen wieder, geisterten lautlos über die Wände und kicherten boshaft.

»Jetzt bis du bei uns… so tief unter der Burg … so tief …«, wisperten sie.

»Seit Jahrhunderten war hier niemand mehr…«

»Bleib bei uns, Thomas. Es wird dir gut gehen bei uns hier. Wir sind die Pookas, die Tierdämonen. Wir hausen auch hier. Und wir sind friedlich. Bei uns bist du sicher, Thomas. Wir haben dich zu uns geholt, damit dich dein Vater nicht mehr quälen kann.«

Er gab keine Antwort. Langsam ging er den verfallenen, kalten Gang entlang. Es war ein niederer Gang, die Decke leicht gewölbt.

Wasser tropfte herunter. Überall herrschte Nässe und Moder und Verfall.

»Du kannst uns sehen, Thomas«, sagten die Pookas irgendwann zu ihm, und er spürte, daß sie ihm nicht böse waren, weil er nicht geantwortet hatte. »Du bist gut. Nur gute Menschen dürfen uns zu Gesicht bekommen, weißt du das? Du brauchst keine Angst vor uns zu haben, genausowenig wie Damona King Angst vor uns zu haben braucht. Wir haben Mitleid mit ihr. Wir sind die Burg… Wir haben es ihr gesagt. Und auch die Präsenz des Zauberspiegels … Aber zuviel dürfen wir dir nicht verraten, Thomas. Komm. Tiefer in das Labyrinth hinein. Du wirst nicht sterben.«

»Aber… Damona – Damona wird sterben?« fragte er.

»Weißt du es denn nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ich – ich habe geträumt…«

»So, wie du dich in Manhattan, in Waynesdales Klinik, von den bösen Visionen hast heimsuchen lassen, so erlaubst du es nun den guten, den schönen…«

»Ich habe ein Land gesehen, in dem es weite Wälder und Wiesen gibt, auf denen so viele bunte Blumen wachsen. Und wo Menschen leben, die so sind wie ich… Die niemandem Böses tun wollen. Nur leben und träumen – andere Welten erträumen. Es war wirklich schön.« Er

lächelte wieder, und die schaurige Umgebung verschwand fast, wirkte mit einem Mal gar nicht mehr so schrecklich.

»Mag sein, daß ich einmal ein Bild davon male. Ein Bild, das nur für mich ein Bild sein wird und das die anderen für Geschmier halten. So, wie sie das auch bei den anderen – Wahnsinnigen tun. Bin ich wahnsinnig? Verrückt? Wer bin ich? – Könnt ihr mir das nicht sagen?«

»Nein, Thomas«, antworteten die Flüsterstimmen der Pookas, und er sah ihre Tierkörper über die brüchigen, nassen Wände huschen, sah Hörner und Läufe, die in Bockshufen endeten, und Klauen, die aber keine Anstalten machten, nach ihm zu schlagen. »Das können wir nicht. Wir wissen es genauso wenig wie du. Ein großes Geheimnis umgibt dich. Irgendwann wird es gelöst.«

»Davor habe ich Angst.«

Er setzte sich auf einen großen Stein, der ihm den weiteren Weg versperrte. Die Pookas zogen sich zurück, geheimnisvoll und leise wie immer. Sie lockten ihn nicht mehr. Vielleicht spürten sie, daß er nicht bei ihnen bleiben wollte. Daß diese Welt des Verfalls in der Tiefe nicht seine Welt war.

Kalt war es. Und feucht. Der dünne Schlafanzug hing klamm an seinem dürren Körper. Eigenartig, wie einfach ihm heute das Denken fiel. Er wollte nicht träumen – nicht jetzt.

Damona…

Der Gedanke an sie riß ihn wieder hoch. Er kehrte um. Er lief los, seine nackten Füße patschten in die Wasserlachen. Er stürmte den Weg zurück, den er gekommen war. Rannte durch zahllose, ineinander verschachtelte Gänge und größere Korridore, die direkt in den schwarzen Fels hineingefräst schienen. Er kam an Höhlenräumen vorbei, die von rostigen Gitterstäben geteilt wurden. Warum dies so war – er wußte es nicht. Er wollte es auch nicht wissen. Vielleicht bildete er es sich nur ein. Er konnte alle Realitätsebenen sehen – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Der Flaum auf seinem Handrücken war warm. Er schützte ihn vor der Kälte. Jetzt aber fühlte er sich auch feucht und klamm an. Wieder stolperte er, konnte sich aber noch einmal fangen, schrammte über poröses Mauerwerk.

Die kreischende Musik hörte er nicht mehr. Nach dem ersten disharmonischen Aufgrellen war sie verstummt.

Mit traumwandlerischer Sicherheit fand er seinen Weg in der nassen Dunkelheit. Die Pookas blickten ihm wehmütig nach. Er spürte das. Aber er mußte sie allein lassen. »Vielleicht«, murmelte er halb zu sich selbst, »vielleicht besuche ich euch schon bald wieder.«

Sie hörten es, aber sie sagten nichts mehr darauf.

Wahrscheinlich glaubten sie ihm nicht.

Er blieb kurz stehen, weil ihm schwindelig wurde, und als er die Augen wieder aufriß, lag er im Weinkeller von King's Castle. Hier gab

es sie nicht mehr, die Seichen des Verfalls, und die Wände waren trocken und massiv und würden noch Jahrhunderte so bleiben.

Die Tiefe unter King's Castle hatte ihn ausgespien. Er rappelte sich auf. Der Schlafanzug umschlotterte seine Gestalt. Mit ausgestreckten Armen fand er seinen Weg. Die steile Treppe hinauf. Oben war die Tür nur angelehnt. Er drückte sie auf. Knarrend gab sie nach. Thomas Warner bewegte sich wie in einem seiner Träume, geschmeidig, als würde er schweben. Niemand begegnete ihm. Er verstand jetzt, was die Pookas gemeint hatten. Die Trauer war in King's Castle eingekehrt. Er konnte sie schmecken, konnte sie riechen, konnte sie als schwarzen Nebel durch die Gänge kriechen und in den düsteren Ecken kleben sehen.

Damona…

Sie sollte sterben? Sie? Ein Kribbeln überzog seine Hände. Als er sie anschaute, war der Flaum verschwunden. Normale Hände.

Menschliche Hände. Schmal. Lange Finger. Zierliche Finger. Mit dick hervortretendem Aderwerk auf den Handrücken.

Die Angst war verschwunden. Sie hatte keinen Platz mehr in ihm.

Mit der Gegenwart seines Vaters war sie vergangen.

Er sah das Flimmern auf den Wänden. Er schaute genauer hin. Es folgte ihm. Kein Pooka war das…

Sondern – etwas Grauenvolles. Eine Dämonenfratze, die wie auf die Steine projiziert neben ihm herwischte. Das grausame Maul klaffte auf, Geifer tropfte über scharfe Zahnreihen, höllische Augenschächte glühten in einer lodernden Helligkeit…

Er rieb sich fahrig über die Stirn. Seine Schritte verlangsamten sich. Unvermittelt spürte er eine bleierne Lähmung in sich, etwas schien ihm einzugeben, nicht mehr weiterzugehen, sein Vorhaben nicht durchzuführen.

Er taumelte. Vor seinen Augen führten Elmsfeuer einen Tanz auf und die Flammenschweife bildeten ein wirres Muster. Er ging weiter, stützte sich an der Wand ab, ließ seine Finger darüberfahren.

Die Dämonenfratze geiferte ihn an. Das gräßliche Maul spie Drohungen aus, die er jedoch nicht hören konnte.

Als er dann vor der Tür zu Damonas Zimmer stand, zögerte er nicht mehr, und ihm war auch nicht mehr schwindelig. Sogar die Lähmung war vergangen.

Seine Hand senkte sich auf die Klinke hinunter. Er drückte energisch nach. Kälte strahlte von der gußeisernen Form aus. Thomas Warner lächelte jetzt wieder. Er sah eine weite, schneeüberzogene Landschaft auf der Tür. Blauweiße Lichtreflexe funkelten darüber.

Majestätisch ragten gewaltige Berge auf, bildeten eine weite Kette, über der eine gleißende Sonne stand.

Das Himalaja-Massiv.

Er wußte es einfach. Die kleinen Kuppeln, die eine wissenschaftliche Station darstellten, erkannte er aus seinem Blickwinkel kaum.

Sie verschmolzen perfekt mit der gewellten, einsamen Schneewüste und dem dahinter aufsteigenden Geröllhang, der jetzt eine trügerische Decke trug und schließlich in eine bizarre, schwarze Basaltfelsenzinne überging.

Die Szenerie lebte. Bewegungen waren zu erkennen. Verzückt starrte Thomas Warner darauf. Männer. Frauen. Sie lachten. Zeigten auf irgend etwas in einer Senke. Thomas vergaß die Dämonenfratze, die er gesehen hatte. Jetzt war sie weg. Er vergaß auch, was er in Damonas Zimmer gewollt hatte.

Die Männer und Frauen in der Schneewüste waren die Bewohner der Kuppel-Station…

Und dann sah Thomas Warner den Tod!

Rasend schnell spulten sich die Szenen ab. Er sah einen blutigen Torso durch die Luft wirbeln und schwer im Schnee aufschlagen.

Pulverige Partikel spritzten davon. Die Sonne verdunkelte sich.

Schnee stürzte vom grauen Himmel. Unheil atmete das Land aus.

Eine Frau… sie kroch durch die aufgewühlte Natur. Ihre Bewegungen wirkten grotesk, wie die einer zerbrochenen Puppe.

Thomas Warner schrie, hielt sich die linke Hand vor die Augen, wurde vom abrupten Wechsel des friedlichen Bildes total überrascht und geschockt. Und er stieß die Tür auf, sah das Abbild des Todes noch immer vor sich… Eine Skelettgestalt in einem weiten, wehenden schwarzen Mantel … So stolperte der Junge in Damonas Zimmer hinein.

Der rotgeschuppte Dämon flog auf ihn zu. Ein bestialisches Knurren stieß das Monstrum aus! Rote Schuppenplatten scharrten übereinander. Gefährliche Reißzähne blitzten auf und rasten heran! Die Dämonenfratze war dieselbe, die er vorhin auf der Wand gesehen hatte.

Aber jetzt war sie keine Vision mehr, jetzt war sie furchtbare Wirklichkeit!

Der Dämon prallte gegen Thomas Warner, schleuderte ihn mit einem spielerischen Prankenhieb zu Boden und stürzte sich mit gefletschten Reißzähnen auf ihn. Diese Bestie wollte ihn zerfetzen…

***

Blutgeschmack füllte ihren Mund aus!

Damona King verlor höchstens drei Sekunden, bis sie sich wieder gefangen hatte und loskroch. Zum Aufstehen hatte sie keine Kraft mehr. Das schauerliche Grollen und Knurren des Dämons ließ den Raum förmlich erzittern. Von Thomas Warner hörte sie nichts. Keinen Laut des Schreckens, des Schmerzes oder – des Todes… Plötzlich

herrschte eisige Stille.

Damona sackte zusammen. Hart schlug ihr Gesicht auf den Boden.

Sie versuchte, unter dem Bett durchzusehen. Die massige Gestalt des rotgeschuppten Dämons bewegte sich schwach… Wie eine Katze, die ihre Beute geschnappt und nach einem kurzen tödlichen Spiel endgültig getötet hatte.

Damona kroch weiter. Zerrte sich über den Boden, schob mit den Zehenspitzen nach.

Nicht den Jungen. Thomas… Er hatte doch keine Chance gegen diese blutgierige Bestie. Nicht ihn! Das raste immer wieder durch ihre Gedanken.

Als sie die Szenerie schließlich sehen konnte, stieß sie einen Schrei der Überraschung aus! Irgendwo in den Tiefen von King's Castle entstand Bewegung, Lärm; Stimmen und Schritte wurden laut.

Aber Damona starrte nur auf Thomas Warner und den Hexendämon. Gegenseitig hielten sie sich umklammert. Eine fahlgoldene Aura umhüllte die beiden so ungleichen Wesen.

Schwach bewegte sich der Dämon.

Thomas Warner lächelte. Seine unergründlichen Augen strahlten auf. Und je heller dieses Strahlen wurde, desto zittriger wurden die Bewegungen des Dämons.

Zollweise näherte sich der Mund des Jungen der aufklaffenden Schnauze des Monstrums. Röchelndes Atmen war zu hören. Thomas wirkte ganz ruhig. Überirdisch. Sein schönes, mädchenhaftes Engelsgesicht war entspannt.

Auch dann noch, als er die Bestie küßte…

***

Sekundenlang erstarrte die Szenerie!

Die fahlgoldene Aura blähte sich auf. Wurde zu einem Kokon, der von violetten Schimmern durchpulst wurde. Thomas' Augen glühten jetzt in einem hellen goldenen Feuer, wie Damona es noch niemals in menschlichen Augen gesehen hatte.

Dann sank der Hexendämon Yakaal schlaff zurück. Sein riesenhafter Echsenschädel pendelte haltlos hin und her. Die Dämonenaugen wirkten eigenartig steinern. Thomas Warner löste sich von der monströsen Gestalt. In einer gleitenden Bewegung kam er auf die Füße, sah Damona und streckte die Hände aus. Das fahlgoldene Licht machte diese Bewegung mit. Gespenstisch wirkte der Junge in diesen Augenblicken.

Damona war gebannt von der Macht, die er verstrahlte. Der Hexendämon löste sich auf. Seine bereits vorhin durchscheinenden Körperkonturen zerfaserten, trieben auseinander. Er verschwand.

Und Thomas Warner kam langsam, wie in Trance, auf Damona zu.

»Thomas«, sagte sie. Das Wort kam ihr nahezu unhörbar über die Lippen. Durch das Gewirr ihrer schwarzen Haarsträhnen blickte sie zu ihm auf.

»Er ist nicht tot«, erwiderte er, als wolle er sie damit beruhigen.

»Ich habe ihm nur einen Teil seiner Macht genommen. Den Teil, mit dem er dich hätte heilen können, wenn er nur gewollt hätte.«

Er zog sie hoch. Sanft und doch bestimmt. Die Schritte und Stimmen draußen im Korridor verblaßten zu fernen Randeindrücken.

Thomas Warner drückte Damona an sich. Sie war so schwach. Und selbst wenn sie gekonnt hätte – sie hätte sich nicht gewehrt. Es tat gut, in seiner Nähe zu sein. Die Aura umhüllte jetzt auch sie.

»*Ich* werde dich jetzt heilen, Damona«, sagte er leise. Sein mädchenhaftes Gesicht war ihr ganz nahe. Seine Hände waren sehr sanft. Sie glitten über ihre Schultern. Tiefer. Durch den dünnen Stoff des Nachthemdes spürte sie die Wärme seiner Hände. Sie glitten die Oberarme entlang herunter. Dann über ihre Brüste. Weich. Zärtlich.

Thomas Warner küßte Damona. Seine Lippen schmeckten bitter, und für einen schrecklichen Sekundenbruchteil sah Damona Thomas wieder den Hexendämon küssen… Genauso sanft und verlangend wie er jetzt sie küßte. Ihre Lippen prickelten kalt. Zärtlich lagen sie auf den ihren, seine Hände preßten sich gleichzeitig auf die blutende Wunde …

Dorthin, wo ihr der Schwarze Druide das steinerne Hexenherz aus der Brust gerissen hatte!

Damona hatte das Gefühl, in der Mitte auseinandergerissen zu werden. Sie begriff, was Thomas Warner tat, sie begriff, daß sie weiterleben würde, und ein unbändiges Gefühl durchraste sie…

Die Tränen waren plötzlich da. Sie verschleierten ihren Blick.

Auch als sie die Augen schloß, blieben sie. Über ihre Wangen perlten sie, trafen auf Thomas Warners Haut und versiegten. Er war ihr so nahe. Das helle Goldleuchten füllte sie jetzt zudem aus. Langsam zog er sich zurück. Seine Lippen trennten sich von den ihren, das kalte Prickeln und Jucken verklang. Noch immer hielt er sie in den Armen… Arme, die überall zu sein schienen. Genau wie seine Hände. Er heilte sie. Die Schmerzen wurden aus ihr herausgesaugt. Verpufften. Es war so einfach. Lächerlich einfach – jetzt.

»Wer – bist – du?« preßte sie abgehackt heraus. »Thomas…« Er hielt sie noch immer fest. Sie mußte daran denken, wie sie ihm das erste Mal begegnet war. In dieser elenden, dreckigen Irrenanstalt in Manhattan … Eingesperrt wie ein räudiges Tier. Voll panischer Angst. Er hatte die Visionen des Grauens gesehen, Bastardas Bestien, die ihre Invasion auf die Welt starteten … Und jetzt – jetzt war er so stark …

Er ist der Bastard zweier Dämonen…

So oder ähnlich hatte sich Waynesdale damals ausgedrückt. Ein

Geheimnis hatte Thomas Warner umgeben, das war richtig. Sie hatte sich bemüht, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Aber alle Versuche waren fehlgeschlagen. Er hatte keine Spuren zu seinen mysteriösen Eltern gegeben, die sie hätte zurückverfolgen können. Keine Hinweise, nicht einmal Gerüchte. Dann waren andere Dinge wichtiger geworden. Der Kampf gegen das Schattenreich hatte sie wieder voll beansprucht.

Sie hatte Thomas dennoch akzeptiert. Für sie war er nicht verrückt, kein Mensch zweiter Garnitur. Auf King's Castle gab sie ihm ein Zuhause. Sie hatte ihn immer gern um sich gehabt, auch wenn er manchmal eigenartig gewesen war und stunden- und tagelang nur gedankenverloren vor sich hingestarrt und gelächelt hatte.

Und jetzt gab er ihr das Leben zurück!

Scheinbar so mühelos. Der Hexendämon hatte ihm nichts anhaben können. Kein Blut, keine Kratzer, nichts. Obwohl er den Jungen angesprungen, obwohl er den Vorteil jeder Überraschung auf seiner Seite gehabt hatte. Sie begriff es nicht. Wie hatte es dieser schmächtige Junge mit einer derartigen Bestie aufnehmen können?

Noch immer hielt er sie in seinen Armen. Überraschend kräftig war sein Griff. Aber sie waren sich nicht mehr so nahe wie vorhin – gefühlsmäßig nahe, emotionell eins. Die Schmerzen waren aus Damonas Körper verschwunden. Sie konnte sogar aus eigener Kraft stehen. Flimmernd erlosch die helle, goldene Aura und zurück blieb allein die unbändige Lebenskraft und -freude.

»Ja, wer bin ich«, erwiderte Thomas jetzt auf ihre vorherige Frage.

Er sprach seltsam betont. Wie zu sich selbst. Er ließ sie los. »Wer bin ich? – Wer bin ich?…«

Er stand vor ihr, lächelnd, mit hängenden Schultern, der dünne Schlafanzug verdreckt, naß, zerrissen, und wiederholte diesen einen Satz wie eine gesprungene Schallplatte immer und immer wieder.

Eine Antwort aber gab er weder sich noch Damona King.

Vielleicht, dachte sie, *vielleicht ist das auch gar nicht mehr nötig.* Sie nahm sein schönes, ausdrucksloses Gesicht in beide Hände und sah es lange forschend an, während draußen die Schritte und Stimmen schon ganz nahe waren. *Vielleicht siehst du nicht nur so aus wie ein verlorener Engel,* dachte sie. *Vielleicht bist du tatsächlich einer.*

***

Eine grauenhafte Macht hatte ihr so ziemlich jeden Knochen im Leib zertrümmert! In ihrer Brust klafften sechs Kugellöcher!

Dennoch lebte sie, dennoch bewegte sie sich. Nichts schien sie umbringen zu können, weder diese Verletzungen, noch die Kälte, die einem normalen Menschen förmlich das Blut in den Adern gerinnen ließ. Und sie war bei Gott nicht warm genug angezogen, um ihr etwas entgegensetzen zu können. Mit was für einem famosen Schutzengel

stand sie bloß im Bunde?

Harrison Valleroy war derart fassungslos, daß er sekundenlang überhaupt nicht reagieren konnte. Die beiden zerfetzten Leichen seiner Kollegen noch im Sinn, starrte er jetzt in das ebenmäßige Gesicht der Frau, das von eisverkrusteten braunen Haaren umgeben war.

Was war hier nur geschehen? Wie paßte sie in dieses grauenvolle Geschehen? Wie kam sie in diese Einöde?

Eine Antwort auf all diese Fragen fand er nicht. Vorsichtig nahm er die Winchester mit der linken Hand weg. Noch immer sah er in ihr Gesicht. Bleich war die Haut, wie blutleer. Die vollen Lippen aber zuckten, und die Lider mit den langen Wimpern flatterten leicht. Sie lebte wirklich.

»Helfen… Sie mir«, hauchte sie erstickt.

Ihre rechte Hand bewegte sich. Ein groteskes Hochrucken, eigenartig ziellos, ein fahriges Herumtasten, dann legte sie sich auf seinen Arm. Harrison Valleroy zuckte zurück.

»Die… Bestie hat mich gejagt … Dann sind die Männer gekommen. Einer hat auf mich geschossen. Muß … die Nerven verloren haben … Dann – zu spät. Die Bestie hat ihn umgebracht …« Ein röchelndes Husten unterbrach sie. Ihre Finger krallten sich in den dicken Parkastoff, daß Valleroy sie hart auf der Haut spürte. »Bringen Sie mich … weg … von hier!« keuchte sie. »Schnell! Bevor sie zurückkommt und mich doch noch holt … und auch Sie!«

Sie kroch weiter, ein irres Rucken und Ziehen. Valleroy verzog das Gesicht, schien ihre Schmerzen spüren zu können. Was mußte sie durchstehen…

»Aber ich kann Sie doch nicht… wegschleppen. Ihr ganzer Körper ist ein …« Er brach ab.

»Ein Trümmerhaufen«, keuchte sie. »Ja. Das war die Bestie. Aber… ich will nicht, daß sie mich vollends tötet. Schleppen Sie mich – weg. Bloß … tun Sie etwas! Bitte! Diese Kälte … und die Schmerzen … und die Angst vor der Bestie …«

Schlaff sank sie zusammen. Ihr Körper zuckte. Keine Atemzüge konnte Harrison Valleroy feststellen. Er dachte nicht mehr weiter nach. Entschlossen schulterte er die Winchester. Seine Kollegen waren tot, Grausam ermordet. Wer oder was immer das für eine *Bestie* war, von der die Frau gesprochen hatte, sie war auf Menschenblut scharf.

Er packte die Frau so behutsam wie möglich unter den Schultern.

Sie trug nur einen dünnen Stepp-Anorak. Darunter einen Elasto-Ski-Anzug. Dazu Skistiefel. Ihre Haut war blau gefroren, sowohl im Gesicht als auch auf den Händen.

Sie verlor die Besinnung, als er sie bewegte. Ihr Kopf sank nach vorn, pendelte hin und her. Harrison Valleroy biß die Zähne zusammen.

Schnee wirbelte in immer dickeren Flocken herunter. Aber sein Orientierungssinn funktionierte jetzt wieder einwandfrei. Er verdrängte das Grauen. Auch den Brechreiz. Er schleifte die verrenkte Gestalt hinter sich her. Robbte sich Schritt um Schritt zur Basis zurück. Durch Dunkelheit und Schnee. Und immer auf der Hut vor der Bestie. Aber die tauchte nicht auf. Harrison Valleroy hätte auch gar nicht gewußt, wie er sie im Fall der Fälle erledigen sollte. Die Winchester mußte er notgedrungen auf dem Rücken tragen, wenn er die Frau hier bis zur Station schleifen wollte.

Ihre Beine zogen eine Zickzack-Spur durch die frische Schneeschicht. Grausam verrenkt stand das linke seitwärts weg. Die Arme waren wie Schläuche. Kein Halt mehr darin, dachte Valleroy. Das Grauen schlich sich in seinen Geist. Sein Herz hämmerte unregelmäßig, als er sich vorzustellen versuchte, was das Monstrum mit der Frau angestellt haben mußte.

Furchtbar!

Die letzten Yards waren plötzlich Helligkeit und Stimmen da und die harten, knirschenden Geräusche von Stiefeln, die ebenfalls in die Schneedecke einbrachen.

»Harrison!«

»Helft – mir…«, quetschte er über blaugefrorene Lippen heraus.

»Mein Gott!« stöhnte einer der Männer, die ihm von der Station her zu Hilfe geeilt waren. Valleroy sah nicht auf. Aber der Stimme nach konnte das Elroy Sanchez sein.

»Wo sind die anderen? Dan und Roy?«

»Da draußen. Nur ein paar Yards. Tot. Zerfetzt.«

»Aber – wie konnte das geschehen?«

Harrison Valleroy schüttelte den Kopf. »Sie hat was von einer Bestie erzählt…« Er gab ihre Worte knapp wider. Seine Kiefer schmerzten. Die Kälte stach in seine Lungen und vereiste ihm den ganzen Körper. Er torkelte. Irgend jemand hielt ihn fest.

»Wir müssen sie trotzdem holen!« schrie eine nervöse Männerstimme. »Bei Gott, wir können sie doch nicht einfach liegen lassen. Wie für die Aasfresser.«

»Ich gehe nicht… Sie haben doch gehört, Colin, da schleicht irgendwo eine Bestie herum, die Danny und Roy erledigt hat!«

»Und wer hat auf die Frau geschossen?« Das war Farristones heisere Stimme. »Die Schüsse haben uns alarmiert…«

»Offenbar Dan Villier«, antwortete Valleroy schwach. »Sie sagt, er hat sie für die Bestie gehalten…«

»Oh, mein Gott!« stöhnte der Arzt und schlug sich die Hände vors Gesicht.

»Wird sie durchkommen?«

»Keine Chance…«

Offenbar hatte Dr. John Farristone die Frau hastig untersucht. Harrison Valleroy dachte sich das, und fand sich urplötzlich im Schnee liegend wieder. Er war einfach umgekippt. Am Ende seiner Kraft.

Sie hoben ihn wieder hoch, harte Fäuste packten ihn, legten seine Arme um massige Schultern. Dann schwebte er auf die Wärme und die Helligkeit und die Sicherheit zu. Die Station. Basis Alpha.

»Die Frau…«, ächzte er.

»Ist schon drinnen. Farristone verarztet sie. – So gut das überhaupt noch möglich ist. Ganz ruhig, Harrison. Deiner geheimnisvollen Lady geht es momentan besser als dir. Die hat vielleicht eine Konstitution…«

Valleroy nickte schwach, dann gingen die Lichter für ihn aus. Er schlief mitten in der Bewegung ein. Das Jaulen des Wintersturmes veränderte sich zu einem gleichbleibenden Dröhnen und Winseln.

Ganz vage bekam er noch mit, wie das äußere, dann das innere Türschott der Station geschlossen und verriegelt wurde, nachdem er aus keuchenden Zurufen und hastigen Schritten herausgehört hatte, daß drei, vier beherzte Männer die Leichen von Dan Villier und Roy Haggerty geholt hatten. Harrison Valleroy lag starr wie ein Brett auf der unbequemen Liege, auf die sie ihn gepackt hatten, und wartete darauf, daß er richtig aufwachte. Das aber geschah nicht. Er sank wieder in einen tiefen, erschöpften Schlaf, durch den die blutüberströmten Leichen seiner Kollegen geisterten.

»Du bist in Sicherheit!« hörte er eine ferne Stimme eindringlich sagen. Wahrscheinlich schlug er im Schlaf mit Händen und Füßen um sich. »He, Valleroy, komm schon, alter Junge. Hör auf. Du bist in Sicherheit…«

Bin ich das? dachte Harrison zweifelnd und mit letzter Kraft.

Vielleicht ahnte er, daß mit der geheimnisvollen Fremden das personifizierte Grauen in die Basis Alpha eingekehrt war…

***

Stunden später wischte sich Dr. John Farristone erschöpft und fassungslos über die brennenden Augen. Stundenlang hatte er die Fremde operiert. Lydiss Anderson und Tanja Berger hatten ihm assistiert. Und jetzt diese Entdeckung, die dem ganzen vollends die Krone aufsetzte. Es war unmöglich. Ganz und gar unmöglich. Auch den beiden Frauen steckte das Entsetzen in den Knochen. Ihre bleichen Gesichter zeigten es deutlich. Schweigend wandten sie sich ab, als er ihnen zunickte. Im angrenzenden Raum hörte er sie miteinander flüstern. Sie zogen die Schutzmasken von den Gesichtern, streiften die grünen Operationskittel ab und wuschen sich die Hände. Er aber blieb neben dem Operationstisch stehen und starrte auf die Frau hinunter.

Und auf das, was ihn und seine Assistentinnen so erschütterte. In dem geöffneten Brustkorb der Frau saßen *ZWEI* Herzen! Ein normales. Und eines aus – Stein! Schwarz, drohend, unheimlich. Etwas, was es nicht geben konnte, nicht geben durfte! Genausowenig, wie es diese Frau geben durfte. Sie lebte noch immer. Ein schauerliches Schein- oder Halbleben, ganz wie man wollte. Die Knochenbrüche allein hätten schon ausgereicht, einen normalen Menschen umzubringen. Ihr aber schien das nicht viel auszumachen. Und dies – obwohl ihr diese Knochenbrüche nicht erst heute abend beigefügt worden waren. Aus großer Höhe mußte sie mit, voller Wucht aufgeprallt sein. Ihre Wirbelsäule hatte vier Brüche davongetragen, Arme und Beine waren ebenfalls mehrmals gebrochen. Der Hinterkopf wies grauenvolle Frakturen auf.

Und die Schußverletzungen… Sie hatten das menschliche Herz direkt getroffen. Das schwarze, das steinerne Herz aber war unversehrt. Und es pulsierte leicht.

Und die Frau lebte, lebte, lebte. Sogar besser schien es ihr zu gehen. Vielleicht, weil sie nicht mehr in dieser eisigen Kälte da draußen lag. Er verstand das nicht. Es war ein Wunder. Das Grauen über dieses Wunder schnürte ihm jedoch die Kehle zu, denn er wußte, was für Folgerungen er daraus zu schließen hatte. Ihre Geschichte von der Bestie, die sie angeblich überfallen und so zugerichtet hatte, war erstunken und erlogen. Also hatte sie Dan und Roy -.

Um ihre Mundwinkel zuckte es plötzlich, als hätte sie seine Gedanken gelesen.

***

Farristone wurde wie vom Donner gerührt! Er beugte den hageren Oberkörper vor, erinnerte so mehr denn je an einen riesigen Adler.

Sein stechender und entsetzter Blick richtete sich auf die Frau. Nein, er täuschte sich nicht. Sie lächelte tatsächlich. Und öffnete ihre Augen. Trotz der Vollnarkose, die noch immer hätte wirken müssen.

»Überrascht, Doktor?«

»Ich – ich heiße Farristone. Dr. John Farristone. Und Sie?« Er brachte kaum mehr als dieses heisere Flüstern zustande.

»Dieser Körper heißt Leila. Leila Sheffielt-Rouven. Ich aber heiße – Asyhra!«

»Warum – warum trennen Sie zwischen dem Körper – und Ihnen? Ich meine… Sie – äh – tun ja gerade so, als gehörten sie nicht zusammen.« Er ließ ein gequältes, meckerndes Lachen hören, starrte auf das steinerne Herz in der blutigen Öffnung, und verstummte wieder. »Oh, wir gehören auch nicht zusammen. Nicht unbedingt. Wir sind mehr eine – Notgemeinschaft.«

»Aber…«

»Vielleicht werde ich mir einen neuen Wirtskörper besorgen. Auswahl scheine ich ja genug zu haben.« Damit wandte sie den Kopf in Richtung des Nebenraumes, in dem die beiden Assistentinnen noch immer flüsterten. Wasser rauschte.

»Einen neuen – Wirtskörper. Ich – verstehe nicht. Auch dieses Herz… Es ist aus Stein.« Er stammelte. Das hatte er seit Jahren nicht mehr getan.

»Sie brauchen auch nicht verstehen, Doktor. Ich bringe Sie ohnehin gleich um.«

Er stand erstarrt, als hätte er eine Metallstange oder einen Ast verschluckt, und glotzte auf dieses grauenhaft bleiche Gesicht hinunter, auf die Frau, die so nüchtern und boshaft und sächlich und kalt über seinen bevorstehenden Tod sprach.

»Warum?« krächzte er. »Ich meine – warum sollten Sie das tun? Ich habe Ihnen geholfen… Äh – versucht, zu helfen.«

»Ich brauche Ihr Blut. Nicht für mich, falls Sie das meinen. Oh, nein. Es ist vielmehr so, daß ich einen sehr komplizierten Zauber vollbringen muß. Ja… Ich will diejenige hierher holen, die für den Zustand dieses Körpers verantwortlich ist. Meine Erzfeindin. Sie soll büßen … büßen!«

»Sie sind verrückt!« fauchte Dr. Farristone so laut, daß es die beiden Frauen nebenan hörten. Lydiss Anderson kam an die Tür.

»Herr Doktor, was…«

Dann sah sie das gleiche, was er sah!

Das schwarze, steinerne Herz schwebte aus der offenen Wunde empor und sandte ein bösartiges, grausiges schwarzes Leuchten aus.

Dr. John Farristone veränderte sich! Etwas rastete in seinem Schädel ein. Etwas Schlimmes. Etwas, das ihn seiner eigenen Kontrolle entzog.

Lydiss Anderson rief etwas. Er hörte es wie durch wogenden Nebel. Sie kam mit wiegenden Hüften in den OP-Raum herein.

Die geheimnisvolle Fremde auf dem OP-Tisch lächelte noch breiter. Wölfisch. Blutrünstig.

Da griff Dr. Farristones Hand fahrig hinunter, wischte suchend über den kleinen Beistelltisch neben dem großen OP-Tisch und fand das scharfe Skalpell. Er hob es hoch. Lydiss Anderson war jetzt ganz nahe.

»Dr. Farristone, um Gottes Willen… dieses Herz …«

Farristone kämpfte gegen den Zwang an. Seine Hand schwebte zollweise hoch. Seine Armmuskeln verkrampften sich.

Jetzt…

»Weg da!« brüllte Farristone mit überschnappender Stimme, denn der Impuls durchraste seinen Körper, er *mußte* zustechen… Aber gleichzeitig versetzte er Lydiss Anderson einen brutalen Stoß, der sie drei Yards Richtung Tür taumeln ließ.

Für ihn selbst aber kam jede Hilfe zu spät.

Seine Hand ruckte jäh herunter. Das Skalpell fuhr ihm blitzend ins Herz…

***

Das schwarze Hexenherz verschwand wieder in der Wunde.

Die geheimnisvolle Frau schnellte hoch!

Dr. Farristones Leichnam kippte ihr zeitlupenhaft langsam entgegen, doch sie wischte ihn nur mit einem harten, schlenkernden Hieb beiseite, wie man eine lästige Fliege beiseite wischt.

Hart prallte er auf den OP-Tisch, blieb quer darüber hängen, die Augen weit und ungläubig geöffnet. Augen, in denen das Leben gefror, Augen, die zu blicklosen Kugeln wurden.

Die Frau, die für seinen Tod verantwortlich war, empfand nichts.

Eiskalt war sie – und das bestimmte ihre Handlungen. Für Mitleid oder Reue gab es in ihrem Denken keinen Platz. Sie war die Hexenherz-Präsenz. Jahrhundertelang war sie in ihr eigenes versteinertes Herz verbannt gewesen. Jahrhundertelang war sie gefangen gewesen.

Jetzt aber war sie endlich wieder frei! Und sie hatte einen Wirtskörper, der ihr bedingungslos gehorchte, selbst über den Tod hinaus. Ja, sie war die Hexenherz-Präsenz! Sie war Asyhra, die Dämonische! Asyhra, die Rote Hexe, die selbst Kirgaal-Chan, ihrem einstigen Geliebten, überlegen war!

Sie hatte getötet, weil es sein mußte. Weil das ihren Zielen und denen des Schwarzen Druiden am dienlichsten war. Und sie würde weiter töten…

Lydiss Andersson war die nächste!

Mit der geballten Kraft einer angreifenden Löwin stürmte sie splitternackt, wie sie war, auf die vor Angst und Fassungslosigkeit bewegungslos dastehende Ärztin zu!

Ruckartig waren die Bewegungen der Dämonischen, ungelenk, grotesk, denn ihre Beine knickten immer wieder nachgiebig ein, weil schließlich die Knochen zertrümmert waren. Aber das behinderte die Dämonische kaum. Sie war so schnell, wie man es mit einem menschlichen Körper nur sein konnte. Und durch die irrwitzigen Schreckensbewegungen, durch das harte, kreischende Scharren und Schaben, mit dem die gebrochenen und zerfetzten Knochen in ihrem Leib übereinander mahlten, hatte sie den Vorteil des totalen Schocks auf ihrer Seite.

Nein, Lydiss Anderson hatte keine Chance!

Asyhra sprang sie an, die Hand mit dem blutigen Skalpell, das sie Dr. Farristone entrissen hatte, zuckte hoch – und wieder herunter!

Die zierliche Ärztin starb mit einem seufzenden Röcheln.

Die Hexenherz-Präsenz hielt sich keinen Sekundenbruchteil länger

bei dem Opfer auf. Das war ihr auf jeden Fall sicher. Ihre Dämonensinne witterten die andere Frau. Tanja Berger.

Sie überraschte sie am Waschbecken.

Und schlug erbarmungslos zu, wie eine reißende Bestie…

***

Der Tod geisterte in der Gestalt einer verkrümmt, verdreht, bizarr voran wankenden Frau, die nur mit einem dünnen, grünen Tuch bekleidet war, durch die Station im Himalaja-Massiv. Die beiden Wachen, die sicherheitshalber eingeteilt worden waren, lebten nicht mehr. Jetzt gehörte diese Station ihr. Und damit alle darin schlafenden Menschen. Die Hexenherz-Präsenz triumphierte. In den letzten Minuten hatte sie sich in einen regelrechten Blutrausch hineingesteigert.

Jetzt aber besann sie sich wieder auf ihren unheimlichen Partner.

Bestimmt wurde er schon ungeduldig. Sie huschte zu den Schotts.

Ihre gebrochenen Finger glitten wie bizarre Spinnenbeine darüber.

Dann packten sie zu, entriegelten zuerst die innere, dann die äußere Schott-Tür. Kälte und wirbelnder Schnee fauchten ihr entgegen.

Ein massiger Schatten wuchs vor ihr auf.

Der Schwarze Druide!

Auch er lebte nicht in seinem eigenen Körper, denn der war schon vor über tausend Jahren vernichtet worden. Damals, als seine Gegner seinen dämonischen Geist in das Zeitgrab gesteckt hatten. Doch jetzt hatte auch er wieder einen sehr gut funktionierenden Leib – den des ermordeten Jonathan Sheffielt-Rouven. Ein Hüne mit Stiernacken, derbem Gesicht und kurzen, roten Stoppelhaaren. Mit der schwarzen Zaubermacht des Druiden war es ihm ein Leichtes, den Leichnam am Leben und Funktionieren zu erhalten. Aber immerhin brauchte er von Zeit zu Zeit Blut. Damit der Körper nicht verweste.

»Endlich!« schnauzte der Druide und schob sich an Asyhra vorbei ins Innere der Station. Sie zerrte die Schotts zu und verriegelte sie auch, bevor sie dem Druiden folgte.

»Wo hast du deine beiden Führer gelassen?« fragte sie, obwohl sie die Antwort eigentlich schon kannte.

»Ich konnte nicht mehr warten. Sie sind tot. Hier bekommen wir ja genügend Nachschub. – Du hast doch nicht alle umgebracht?« Er warf ihr einen schauerlichen Blick aus seinen toten Augen zu.

»Nein.« Sie lächelte beruhigend. »Obwohl ich noch ein paar Opfer brauche, damit ich meinen Zauber manifestieren kann. Ich will die Leichenkutsche aus dem Jenseits hier im Diesseits materialisieren lassen. Sie soll für mich Damona King holen!«

»Die wird inzwischen bestimmt tot sein.«

Lautlos wie Schatten huschten die beiden Dämonen in einen Tunnel,

der in entgegengesetzter Richtung davonführte. Die Schritte entfernten sich von ihnen. Und verklangen. Stille kehrte wieder ein.

Dennoch warteten die beiden Dämonen. Asyhra dachte daran, wie nahe sie ihren Zielen waren. Nach dem überraschenden Angriff Damona Kings im Höhlendom des Schneeteufels Skirrass hatte es nicht mehr danach ausgesehen. Aber das Druiden-Zepter, diese geheimnisvolle, unsagbar mächtige Waffe ihres Partners, hatte sie aus der zusammenbrechenden Höhle gerettet. Und hierher befördert, ins Himalaja-Massiv. Das hatte seinen Grund. Der Schwarze Druide selbst hatte es angewiesen. Hier oben – gut getarnt – lebten seit Jahrtausenden weitere Schneeteufel in tiefen, finsteren Höhlen. Wesenheiten des Bösen – und Verbündete der Blutgötter. Von ihnen hoffte der Druide zu erfahren, wo die vier noch lebenden Götter zu finden waren. Und dann konnte er sie aufsuchen und sie aus ihrem erniedrigenden Dasein erlösen. Alles weitere würde sich somit quasi von selbst erledigen. Wenn die Blutgötter wieder an die Macht kamen, dann würden für den Druiden und auch für sie, die Hexenherz-Präsenz Asyhra einflußreiche Positionen in der Dämonen-Hierarchie abfallen. Dafür lohnte es sich zu kämpfen.

Sie machten sich auf die Suche. Die Kälte konnte ihnen nichts anhaben, denn sie waren ja – tot. Irgendwann kam der Hunger. Der Körper des Schwarzen Druiden begann zu verwesen. Er brauchte Blut. Nach tagelanger Wanderschaft durch Schnee und Eis entdeckten sie das kleine Sherpa-Dorf. Sie schlugen sich ihre Opfer bei Nacht und Nebel und verschwanden ungesehen und lautlos wieder in den weiten Einöden der Schneewüste. Fünf Leute des kleinen Nepal-Volkes nahmen sie mit sich.

Dann stießen sie auf diese Basis. Ob Zufall oder nicht – sie lag direkt auf der Route zum *Tiefen Hort* der Schneeteufel. Die Dämonen entschlossen sich, die Menschen dieser Station zu vernichten. Jeder aus anderen Beweggründen: Der Druide wollte keine menschlichen Zeugen in der Nähe haben. Er war vorsichtig geworden. Außerdem stieg sein Blutbedarf rapide, eine unangenehme Begleiterscheinung für den Schwarzen. Die Hexenherz-Präsenz ihrerseits wollte die Leichenkutsche manifestieren, um damit Damona King hierherzuholen.

Diese Gedanken zuckten Asyhra durch den Sinn, während sie neben der massigen Gestalt des Druiden abwartete, ob sich noch einmal Leben in den Tiefen der Himalaja-Station regte.

Doch alles blieb still.

»Wir werden uns beeilen«, schnappte der Druide.

»Das werden wir. In angemessenem Maße.« Asyhra erwiderte seinen eisigen Blick unerschrocken. Ihr Kopf pendelte dabei hin und her. »Mein Zauber dauert nicht zu lange. Aber das Zeremoniell muß

sorgfältig vorbereitet und begangen werden. Ich *werde* es sorgfältig vorbereiten und begehen. Wenn dir das nicht paßt, kannst du ja schon vorausgehen, nachdem du dir deine Opfer geholt hast.«

Er dachte kurz nach, dann nickte er. »Gut.«

»Du bist tatsächlich einverstanden?« Sie schaute ihn skeptisch an.

»Ohne Einwände – oder Bedingungen?«

»Warum nicht? Wenn du erwischt wirst, geht mich das nichts an«, sagte er zynisch. »Du kannst nichts ausplaudern, denn du weißt nichts. Nicht einmal die genaue Lage des Eingangs zum *Tiefen Hort* kennst du. Und du hast keine Ahnung, wie man die Wächter dieses Ortes für sich gewinnt. Was also kann ich schon groß verlieren?«

»Du bist ehrlich.«

»So oder so – *ich* erreiche mein Ziel!«

»Dann sind wir uns einig. Ich werde mit dir dein Ziel erreichen. Nachdem ich meines erreicht habe. Ich hasse diese Damona King… Ich darf sie nicht so ungeschoren davonkommen lassen.«

»*Ich* habe dafür gesorgt, daß sie nicht ungeschoren davongekommen ist!« grollte der Druide wütend. »Ich habe ihr das versteinerte Herz gestohlen – und dich befreit. Du bist noch immer frei. Und das beweist, daß ihre Wunde sich nicht mehr geschlossen hat. Sie muß tot sein!«

»Und ihr Angriff in der Höhle des Schneeteufels? – Da war sie noch sehr lebendig!«

»Ein letztes Aufbegehren… Was weiß ich. Eine letzte Kräftezusammenballung. Sie ist eine Hexe. Wie du. Man darf sie nicht unterschätzen. Aber auch nicht überbewerten. Sie ist erledigt. Man kann sie vergessen. Sie interessiert mich nicht mehr … Nur das große Ziel interessiert mich.«

»Vielleicht ist das ein Fehler!«

»Das glaube ich nicht.« Er zögerte, sichtlich ungehalten, denn am liebsten wäre er jetzt sofort losgezogen und hätte sich seine Opfer geholt. Die stinkende Aura der Verwesung, die ihn umhüllte, gefiel ihm überhaupt nicht. Er mußte zusehen, daß er dagegen langfristig etwas unternahm. Später. Seine Druidenmacht war ungebrochen.

Sobald er sein primäres Ziel erreicht hatte, würde er sich diesem Problem widmen. Vielleicht konnten ihm auch seine Schutzherren, die Blutgötter, helfen. Er schüttelte den Kopf und bekräftigte noch einmal: »Nein, das glaube ich wirklich nicht. Selbst wenn dieses Teufelsweib noch immer leben sollte… Dann ist sie weit von diesem Ort entfernt. Solange du sie nicht hierher holst.«

»Ich *werde* sie hierher holen, Druide. Lebendig oder tot. Du bringst mich nicht davon ab. Und ich werde auf der Hut sein. Falls sie noch lebt, bringe ich sie um, ein für alle Mal. Du hast ihr das Hexenherz aus dem Körper gerissen. Ich werde dasselbe mit ihrem richtigen Herzen

tun. Und wenn sie tot ist, dann gehört ihr Körper mir! Und wird in Zukunft im Dienst des Bösen stehen!«

Der Druide lächelte böse, und in diesem Augenblick schien sein Gesicht nur aus Runzeln zu bestehen, während die Augen zu schmalen Sicheln verzogen waren. »Hört sich nicht übel an. Aber sei wirklich auf der Hut. Es ist deine Angelegenheit, und du bist für dich selbst verantwortlich. Dieses Mal helfe ich dir nicht mehr. Unterschätze oder überschätze diese Damona King nicht… Mir ist es gleich. Hauptsache, du gefährdest meinen Plan nicht. Aber wenn du das tust, dann…«

»Du brauchst mir nicht zu drohen. Ich weiß, was ich tue.«

»Hoffentlich.« Er wurde wieder ernst, und Asyhra schaute ihn in der Düsternis nachdenklich an. »Noch eine Frage, Druide…«

»Ich will nicht mehr diskutieren, Asyhra, ich will…«

»Du willst Blut, ja. Und ich will mit dem Zeremoniell beginnen. Trotzdem – diese eine Frage noch. Was ist mit den Dämonen der Schwarzen Familie…?«

Wieder blitzte dieses fürchterliche Grinsen auf seinem Gesicht auf.

»Ich habe es dir vorhin bereits gesagt. Wir müssen uns beeilen…«

»Dann hast du dich eben unklar ausgedrückt. Ich habe vorhin allein von Damona King gesprochen.«

»Sie ist nicht die einzige, vor der wir uns in acht nehmen müssen. Asmodis' Dämonen schlafen niemals.« Der Druide zuckte die Schultern. »Ich habe angenommen, das weißt du. Schließlich bist du doch auch sonst so klug.«

Asyhra verstand die Spitze des Dämons, erwiderte aber nichts darauf. Sie wollte es sich mit dem Druiden nicht ganz verderben. Im Grunde war sie froh, daß er ihr keine Schwierigkeiten machte, sondern sie gewähren ließ. Das war schon mehr, als sie eigentlich erwartet hatte.

Trotzdem. Ein wenig verwunderte sie sein relativ schnelles Einlenken schon… Aber sie kam nie auf den Gedanken, daß der Druide sie möglicherweise loswerden wollte. Oder sie als Köder benutzte, der mögliche Verfolger auf eine falsche Spur zu locken hatte …

Sie wischte sich die fettigen Haarsträhnen aus der Stirn. »Dann weiß ich also Bescheid«, sagte sie. »Ich werde mich nicht nur vor Damona King in acht nehmen, sondern auch vor den Dämonen des Höllenfürsten. Und ich werde ihnen einen heißen Empfang bescheren – falls nötig. Ich bin die Hexenherz-Präsenz, und ich…«

»Vor mir brauchst du dich nicht zu produzieren, Asyhra. Ich kenne dich.« Wie er das sagte! Die Dämonische warf ihm einen giftigen Blick zu, schwieg aber auch jetzt. Wortlos setzte sie sich in Bewegung, den dunklen Gang entlang.

Das Kesseltreiben des eingeschlossenen Beutewilds ging los.

Die beiden Dämonen brauchten sich nicht erst mit Worten zu verständigen. Ihr Ziel war klar umrissen. Alle Menschen in dieser

Station sollten sterben.
Und so geschah es…

***

Das mußte sie erst einmal richtig verdauen, denn schließlich war es auch eine Art Schock!

Stundenlang, tagelang hatte sie sich nicht damit abfinden wollen, daß sie starb. Daß sie letztendlich doch von einem Schwarzblütler geschafft und dazuhin noch fast mit Links erledigt worden war. Sie hatte gegen den Tod gekämpft. Sie hatte sich nicht in das scheinbar Unvermeidliche ergeben und resigniert, auch wenn das manchmal so wahnsinnig schwer gewesen war.

Ein unbändiger Lebenswille hatte sie durchhalten lassen – trotz allem. Nicht allein Floras Blumenzauber oder die Magie des Hexendämons hatten sie so lange am Leben gehalten – vor allem auch dieser eiserne, zähe Wille war daran mitschuldig.

In den letzten Tagen, in denen sie mehr tot als lebendig in einer Art Koma gelegen hatte, hatte sich ihre Einstellung schon leicht verändert, das gab Damona King sich selbst gegenüber zu. Da hatte sie versucht, sich mit dem Gedanken, daß es vorbei war, wenigstens vertraut zu machen. Jeder Mensch mußte irgendwann sterben. Der eine früher, der andere später.

Wie oft las man von jungen Leuten, die bereits Krebs hatten und damit zum Sterben verurteilt waren. Man konnte es sich nicht aussuchen, wann man abtreten wollte. Auch sie nicht. Sie war auch nur ein Mensch, obwohl sie die Tochter einer Hexe war. So, wie andere mitten im Berufsleben starben, so starb sie mitten in einem grausigen Horror-Fall, der damit unerledigt blieb. Der Schwarze Druide würde sein Ziel erreichen. Die Blutgötter würden zurückkehren – und mit ihnen blutiger Terror, dem die Menschen trotz all ihrer Technik nichts entgegensetzen konnten. Gegen Dämonen wirkten keine Atomraketen und auch keine Neutronenbomben…

Die schrecklichen Visionen einer *solchen* Zukunft hatten dafür gesorgt, daß sie weiterkämpfte. Daß sie nicht aufgab, wo andere schon lange aufgegeben hätten.

Und jetzt stand fest, daß sie leben würde. Daß sie dem Tod buchstäblich im letzten Augenblick von der Schaufel gesprungen war.

Ja, es war ein Schock. Und ein Wunder. Damona King fand keine Worte. Sie hatte feuchte Augen, aber sie konnte nicht einmal heulen wie ein Schoßhund, obwohl ihr das jetzt bestimmt geholfen hätte.

Sie erlebte alles wie in Trance. Den ganzen Aufruhr und Rummel um sich herum. Henry war ganz entgegen seiner sonstigen Gewohnheit schlicht und einfach im langen, weißen Nachthemd in ihr Zimmer gestürmt. Bleich, außer Atem, das Gesicht gerötet, die weißen Haare

zerrauft. Er hielt sich nicht mit seiner sonstigen Hartnäckigkeit an Etiketten fest. Er redete auf sie ein, geleitete sie zum Bett zurück. Claire Palmer, ebenfalls im Nachthemd, aber weniger aufgeregt, kümmerte sich zuerst um Damona, dann um Thomas Warner, der dastand wie ein deaktivierter Roboter, vor sich hinlächelte, den Blick in irgend eine andere, nicht so hektische Welt gerichtet. Der Arzt und seine Assistentin Sybille Tennhoff untersuchten Damona.

»Das gibt es nicht!« entfuhr es dem alten Haudegen von Marnocks Fearn immer wieder. »Die Wunde… sehen Sie sich nur die Wunde an … Geschlossen … Zugewachsen …«

»Bitte, lassen Sie ihr doch ihre Ruhe…« sickerte Henrys Stimme in den Monolog des Arztes.

Claire Palmer führte Thomas hinaus. Willig wie ein kleines Kind nahm er schutzsuchend ihre Hand und folgte ihr. Dann wieder Doc Harness. »Sie sollten doch an ihrem Bett bleiben und sie nicht aus den Augen lassen, Schwester Tennoff…«

»Ich wollte doch nur ein Glas Wasser.«

»Wie lange waren Sie weg?«

»Höchstens zehn Minuten…«

»Zehn Minuten! Und vorher…? Ist Ihnen da nichts aufgefallen? Ich meine … Der Junge ist hier hereinspaziert … Und dann dieser Lärm. Dieses Gebrüll. Was war das überhaupt? Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Diese tödliche Wunde ist zugewachsen, und…«

Harness unterbrach sich, schwieg, dann sprach er ruhig weiter. »Sie haben recht, Henry. Wir müssen Miß King in Ruhe lassen. Sie braucht zuerst einmal Schlaf. Viel Schlaf. Wenn sie aufwacht, kann sie uns vielleicht alles erklären…«

»Das meine ich auch! Mein Gott…« Henry schluckte schwer. Damona sah ihn neben ihrem Bett auftauchen, in ihr Blickfeld kommen. Sie wurde behutsam zugedeckt, spürte die Wärme der Laken und Kissen. Eine wohlige Wärme. Geborgenheit. Behütet fühlte sie sich.

»Sie werden leben, Miß King…«, flüsterte Henry, und hinter ihm entfernte sich die Hektik, schrumpfte zu einem Nichts zusammen.

»Kind… es ist ein Wunder …« Tränen schimmerten in seinen Augen, als er ihr mit einer zittrigen, warmen Hand über die Stirn fuhr.

Als er sich abwandte, sah Damona Doc Harness und Schwester Tennoff, die hinter ihm gestanden waren.

Sie schloß die Augen, sperrte die Umwelt aus. Ihre rechte Hand tastete unter der Decke über die Brust. Sogar durch den Stoff des Nachthemdes, das ihr die Schwester wieder angezogen hatte, spürte sie die vernarbte Wunde. Runzelig fühlte sie sich an. Kein Schmerz war mehr da. Nicht einmal, wenn sie auf die Narben drückte.

Sie hörte den Arzt mit der Krankenschwester und Henry reden.

Leise, gedämpft waren ihre Stimmen. Sie entfernten sich. Damona

achtete nicht mehr darauf, sondern konzentrierte sich ganz auf sich allein. Ich werde am Leben bleiben.

Das Böse hatte nicht gesiegt.

Sie dachte wider an Mike Hunter. Plötzlich galt ihm ihre ganze Sorge. Sie riß die Augen auf, sah den Arzt und die Schwester und Henry an der Tür stehen. Henry war gerade im Begriff, sich abzuwenden und zu gehen.

»Henry!«

»Miß King!« Auf seinen krummen Beinen wieselte er an ihr Bett heran. »Miß King«, sagte er noch einmal, sanfter, als er neben ihr stand.

»Mike… Wissen sie, wo Mike ist?«

Der alte Mann strahlte. Sein ganzes Gesicht entspannte sich unter einem so herzhaften, glücklichen Lächeln, daß seine Augenwinkel zerknitterten. »Und ob ich das weiß… Vorhin haben Sie angerufen. Mr. Murray hat ihn am Flughafen abgeholt. Sie sind schon auf dem Weg hierher. Oh, alles wird gut werden, Miß King!«

»Warum hat es so lange gedauert… bis er gekommen ist?«

»Er ist aufgehalten worden, Sie wissen ja, wie es manchmal geht. Er mußte einen anderen Flug nehmen, irgendwo haben irgendwelche Leute gestreikt. Eins kommt zum andern. Aber jetzt ist er hierher unterwegs… Ich wollte es Ihnen vorhin schon sagen, aber der Doc beliebte zu meinen, daß wäre in Ihrem momentanen Zustand nicht ratsam …« Daß er schon wieder ansatzweise in seine gestelzte Butler-Ausdrucksweise zurückverfiel, signalisierte am ehesten, wie zuversichtlich er war.

»Henry…«, sagte Damona King leise und ergriff die faltige Hand des alten Mannes. »Erklär dem Arzt bitte, daß Mike genau die Medizin ist, die mir jetzt noch fehlt.« Sie lächelte. »Er soll ihn ja gleich zu mir lassen, wenn er da ist. Sonst … verzaubere ich den Quacksalber in eine Vogelscheuche!«

»Äh – ich werde Doc Harness entsprechend instruieren… Allerdings, mit Verlaub, ohne diesen letzten Hinweis zu gebrauchen. Schließlich geziemt es sich wirklich nicht, den Guten zu inkommodieren.«

Sie nickte schwach. Henry verschwand aus ihrem Sichtfeld. Damona rollte sich herum, zog die Bettdecke bis zu den Ohren hoch und kuschelte sich wie eine zufriedene Katze zusammen. Alles war gut.

Sollte der Späher-Dämon Asmodis', von dem der Hexendämon vorhin gesprochen hatte, ruhig vor den Mauern von King's Castle herumlungern. Mike würde schon mit ihm fertig werden. Und der Schwarze Druide und Asyhra… Auch denen würden sie es zeigen.

Morgen. Mike und sie. Morgen.

Mit diesen Gedanken kam endgültig Ruhe. Henry zog sich in seine Zimmer zurück, Doc Harness und Sybill Tennoff sprachen noch kurz

miteinander, dann ging auch der Arzt. Die Krankenschwester setzte sich in den bequemen Ohrensessel neben Damonas Bett, löschte alle Lichter bis auf eine kleine Leselampe und setzte ihre Nachtwache fort.

Damona entspannte sich mehr und mehr. Jetzt kamen die Tränen.

Freudentränen. Sie war dankbar.

Alles war gut.

Aber so würde es nicht bleiben.

***

Es begann kurz vor Morgengrauen! Übergangslos war Damona King hellwach. Sie blinzelte in ein graues, unfreundliches Dämmerlicht. Ein Fensterladen war nicht geschlossen. Die Vorhänge standen spaltweit voneinander getrennt.

Damona schob leise die Decken zurück, um Sybill Tennoff nicht aufzuwecken. Die brünette, etwas dickliche Krankenschwester war eingenickt. Ihr Kopf lehnte seitwärts an der hohen, rechts und links nach vorn gebogenen Rückenlehne des Ohrensessels.

Kühl war es in dem Zimmer. Damona fröstelte. Ein bedrückendes Gefühl hängte sich in ihrem Nacken fest, als sie auf bloßen Fußsohlen zum Fenster schlich, den Vorhang noch ein wenig weiter beiseite wischte und hinausblickte.

Schneeflocken wirbelten aus einem düsteren Himmel, über den schmutziggraue Wolken tanzten. Einzelne tupften gegen die Fensterscheiben. Die Nacht zog sich nur widerstrebend zurück. Dicht und wattig hing Nebel über dem Land, verklebte Täler und Straßen, umwogte einzelne Bäume und kleine Wälder und machte eine weite Aussicht unmöglich. Die ganze Landschaft ertrank in diesem milchigtrüben Grau. Farben wurden verfälscht. Alles trug den Stempel der Vergänglichkeit.

Kein schöner Empfang für jemanden, der wie ich gerade sein zweites Leben anfängt, dachte sich Damona in einem Anflug von Sarkasmus. Die Erinnerung an die vergangene Nacht war allgegenwärtig. Unwillkürlich fuhr ihre Rechte an die Stelle ihrer Brust, in der die tiefe, blutige Wunde geklafft hatte. Noch immer vernarbt.

Unglaublich. Aber sie wollte sich nur zu gern mit diesem Wunder abfinden.

Hoch droben, in diesem Wirbel der grauen und schwärzlichen Wolken, kreisten Vögel. Ihr Krächzen und Schreien war sogar über diese Entfernung hinweg entnervend zu hören.

Damona King dachte an den Späher-Dämon. Sie versuchte ihn irgendwo in dieser Nebelsuppe zu entdecken, gab das jedoch bald wieder auf. Sie würde ihn nicht sehen, selbst wenn er direkt vor dem Fenster schwebte. Dämonen waren perfekte Meister der Tarnung.

Mike…

Ob er schon angekommen war? Und Ben…? Das jähe Gefühl überschäumender Lebensfreude war wieder da. Sie fühlte sich ausgeruht und frisch und tatendurstig. Plötzlich konnte sie es kaum mehr erwarten, Mike alles zu erzählen, ihm um den Hals zu fallen

… und natürlich auch Ben und Thomas und Henry, die sich alle so rührend um sie gekümmert hatten … Ja, in dieser Stimmung würde sie am liebsten wirklich die ganze Welt umarmen.

Dann fiel ihr der Impuls ein, der sie aufgeweckt hatte.

Eine Art – *Ruf*…

Der Frieden, der in dem halbdunklen, gemütlich eingerichteten Zimmer herrschte, verwandelte sich, wurde glasig, porös, trügerisch.

Damona King! geiferte eine telepathische Stimme in ihrem Kopf, die sie nur zu gut kannte!

Die Gedankenstimme der Hexenherz-Präsenz Asyhra!

Damona King – Wo du auch bist! Egal, in welchem Zustand du bist! Lebendig oder tot. Gehorche! Gehorche meinem Befehl! Der Tribut ist bezahlt

… Blut … Menschenblut … Ich habe die Macht erkauft, dir so befehlen zu können. Du kannst dich dem Gespinst dieses Bann-Zaubers nicht entziehen … Gehorche! Komm …

Folge meinem Ruf.

Du weißt, wohin…

Die Leichenkutsche aus dem Jenseits wartet vor den Toren deiner verdammten Burg. Und ebenso der Sarg. DEIN Sarg, Damona King…

***

Damonas Reaktion war nicht bewußt gesteuert…

Wie an einem Marionettenarm ruckte ihre linke Hand hoch. Zum Mund. Damona biß zu. In ihren Handrücken hinein. Im gleichen Moment, in dem sie den salzigen Blutgeschmack auf den Lippen spürte, murmelte sie den Schutzzauber.

Woher sie diesen Zauberspruch kannte, wußte sie nicht. Wieder waren es die *alten Worte*, die sie aussprach, ohne ihren genauen Sinn zu kennen. So hatte sie auch den Hexendämon Yakaal gerufen. Vielleicht war es eine Reaktion ihrer Hexensinne… Denn eine Hexe war sie – ob mit oder ohne Hexenherz.

Der Zauber schien nichts zu bewirken. Asyhras Stimme hing noch immer in ihrem Verstand. Jetzt schmeichlerisch und verlockend und befehlend. Wenn Damona die Augen schloß, dann konnte sie die einzelnen Worte sogar wie leuchtende Fanale *sehen*. Eine Gegenwehr gab es nicht. Die Opfer waren den finsteren Göttern dargebracht.

Der Bann manifestiert. Sie mußte gehorchen, ob sie das nun wollte oder nicht.

Damonas Empfindungen waren ausgeschaltet. In ihrem Verstand war

nur Platz für Asyhras Befehl.
Der Kampf ging von neuem los…
Allerdings mit nur geringfügig veränderten Vorzeichen. Diesmal war sie nicht mehr tödlich verwundet. *Nur* im Bann dieses furchtbaren Zaubers. Die Hexenherz-Präsenz hatte beileibe nichts verlernt.
Jetzt spielte sie ihre Karten aus. Trumpf-Asse der Hölle.
Die nächsten verschwommenen Gedanken konnte Damona erst denken, als sie leise durch die dunklen Korridore von King's Castle huschte. Sie war angezogen. Ein flüchtiger Blick an sich hinunter zeigte ihr das. Sie trug ihre engen, verwaschenen Jeans, ihre derben Lederstiefel, Unterhemd, Bluse, einen dicken Wollpullover und sogar die zerknautschte braune Lederjacke mit dem Lammfell-Futter.
Waffen… Mehr als diesen verzweifelten Gedanken brachte sie nicht zustande. Sie durfte nicht weiterdenken. Und sie durfte keine Waffen bei sich tragen.
Sie erreichte die Treppe. Ihre Hand wischte über das polierte Holz des Geländers. Die Schnitzwerke in den wuchtigen, dunklen Deckenbalken schienen zum Leben zu erwachen, sie anzugrinsen. Fern glaubte Damona wieder die Stimmen der Burg und des Zauberspiegels hören zu können. Stimmen, die sie jetzt warnen wollten.
»Geh nicht weiter, Damona…«
»Hier in der Burg bist du sicher… Zusammen mit der anderen lichten Magie der guten Relikte, der Schutzzauber und der Dämonenbanner wirken wir … Die Pookas und die Magie des Unaussprechlichen, der in den Tiefen des Spiegels haust … Bleib – wehr dich …«
Aber es gab keine Gegenwehr.
Sie konnte es nicht einmal versuchen. Überraschend leichtfüßig rannte sie die Stufen hinunter. Der Belag dämpfte ihre Schritte. Es war still in King's Castle. Nach der Aufregung der Nacht schliefen die Menschen.
Damona erreichte die Halle. Hier unten war es kühler als oben in den Fluren und in ihrem Zimmer. Die Bodentäfelung strahlte diese Kälte aus. Die Ritterrüstungen in den Ecken wirkten wie gedungene Mörder, die sich dort verzweifelt in den Schatten zu verstecken versuchten. Über die langen, schartigen Klingen der Beidhandschwerter, die sie vor sich auf die Fuß-Sockel stützten, rieselten schwache Lichtreflexe. Woher diese kamen, konnte Damona nicht feststellen.
Sie wollte es auch nicht.
Nur ein Wunsch, ein Wollen beseelte sie.
Die Burg zu verlassen. Hinauszustürmen in das Schneegestöber, in den Nebel und in die Kälte. Und in den Tod. Es mußte sein. Asyhra hatte es befohlen.
Ihr kritischer Verstand wollte sich gegen dieses selbstverständliche Hinnehmen wehren. Aber ein wütendes Prickeln und Knistern, das

über ihr Nervensystem jagte, verhinderte es.
Keine Chance.
Noch nicht.
Vor dem hohen Eichenholz-Portal zögerte sie doch noch einmal.
Die wispernden Stimmen der Geister von King's Castle umhüllten sie, versuchten sie festzuhalten. Das war das erste Mal, daß sie derart massiv einzugreifen versuchten. Gute Geister. Keine Dämonen.
Keine Schwarzblütler…
Sie zog die schweren Stahlriegel zurück. Das leise Schaben, das zu hören war, zauberte die Gänsehaut auf ihren Rücken. Zwei starke weißmagische Dämonenbanner und ein mit weißmagischer Kreide gezeichnetes Kreuz schützten die Tür. Damona machte die aufhebende Geste. Und zog den rechten Flügel des Portals auf.
Eis und Schnee fauchten herein, trieben wattige Flocken in die große Halle, erfüllten sie mit säuselndem Wind und eisiger Kälte.
Nebelschwaden krochen verstohlen über die Schwelle. Der Wind zerrte und rüttelte bereits an der Tür. Damona zerrte sie vollends auf, ließ sie achtlos gegen die Wandung schlagen und trat hinaus!
Das Schneegestöber verwandelte den Innenhof von King's Castle in ein weißes, graues, schwärzliches Durcheinander. Die Mauern waren Schatten, die man dahinter nur erahnen konnte. Der hohe Nordturm eine geballte Faust, die wütend in den Himmel gereckt war. Hier und da eine dunkle Fenstereinbuchtung.
Damona ging unbeirrt in diesen Aufruhr hinein. Schnee knirschte unter ihren Schuhen. Die Flocken schlugen in ihr Gesicht, verklebten sich in ihren langen, flatternden Haaren. Der Wind zerzauste die Strähnen, kämmte sie seitwärts, dann zurück, wieder vor… Damona fror jetzt nicht mehr. Der Bann der Hexenherz-Präsenz verhinderte das. Sie preßte die Lippen aufeinander. Die dämonische Stimme war noch immer in ihr. Unterschwellig. Allgegenwärtig. Ununterbrochen, monoton wiederholten sich die Worte, als hätten sie ein Eigenleben entwickelt.
Und Damona King gehorchte!
Das Hoftor war geöffnet. Die beiden Stahlgitter, die den Wehrturm und den Zugang zum Innenhof schützen, waren hochgezogen.
Wahrscheinlich, weil Henry jederzeit mit Mike Hunters und Ben Murrays Ankunft rechnete…
Daß die beiden noch nicht da waren, hatte Damona mit einem Blick festgestellt. Keine frischen Reifenspuren im Schnee. Die Garagentore alle verschlossen.
Sie ging durch den kurzen Gang des Wehrturms hindurch. Trat auf die Zugbrücke hinaus. Eine dicke Schneehaube hatte sich auch dort bereits gebildet. Weiter. Damona King spürte, wie der Sturm heftiger wurde. Tausend winzige, unsichtbare Dämonenklauen zerrten an ihrer

Kleidung. Sie bot kaum ausreichend Schutz gegen dieses Tohuwabohu.

Bald hatte sie diesen Schutz auch nicht mehr nötig.

Aus dem wallenden Nebel, aus dem tanzenden Schnee und der Finsternis, die nur langsam wich, tauchte der drohende Schemen auf…

Das heißt – es waren mehrere! Zuerst sah Damona King die vier Pferde… Skelettpferde, die unruhig mit den Hufen scharrten und schnaubten und ungeduldig ihre Schädel schüttelten. Verfilzte Mähnen klebten sogar noch an den weißlichen Knochen! Dunkle Höhlen stachen in diesen Knochen hinein! Die gelblichen Zähne standen leicht vor, an den Seiten der Mäuler ragten drohende Hauer auf …

Die Rümpfe der unheimlichen Pferde bewegten sich leicht. Auch sie bestanden ganz aus Knochen, ohne eine einzige Sehne, ohne jeden Muskel, der sie bewegte. Gelblich schimmerten diese Knochen in der trüben Helligkeit. Gebeine, an denen Splitter fehlten, die hier und da von schwarzen Fäulnispilzen überwuchert oder auch abgebrochen waren.

Dennoch lebten diese Monster, und wie! Jetzt, als sie ihr Opfer kommen sahen, zogen sie an, schlurften mit hängenden Köpfen auf sie zu. Und Damona sah die hohe, schwarze Kastenkutsche hinter ihnen auftauchen.

An jedem Eckpfosten des Daches war ein menschlicher Skelettschädel aufgespießt.

Und noch etwas fiel Damona im Näherkommen auf… Der wirbelnde Schnee setzte sich auf der Kutsche genauso wenig ab, wie er das auf den makabren Zugpferden tat. Die tanzenden Flocken fielen buchstäblich um diesen Spuk herum zu Boden. Ein Kokon schien sie einzuhüllen, eine Aura, die alles normale Leben fernhielt. Damona nahm diesen grausigen Anblick in sich auf, doch empfand sie keine Angst. Die Sketlettpferde wendeten. Damona blieb stehen. Der schwarze Sarg, der auf der Ladefläche der Kutsche lag, war mit ihrem Namen beschriftet.

Und jetzt öffnete er sich knarrend…

Der Sargdeckel schwang langsam nach oben, und Damona King wußte, was das für sie bedeutete.

Sie trat dicht an die Kutsche heran. Die Skelettpferde schnaubten.

Eines zog unruhig an, das Geschirr spannte sich, poröse Lederriemen knirschten beansprucht. Damona stemmte sich auf die Ladefläche hoch. Ein muffiger Schimmel- und Modergestank schlug ihr aus der Totenkiste heraus entgegen.

In einer Ecke des Sarges ringelten sich Würmer. Abgesehen von ihnen war er leer. Auch die anderen Zugpferde wurden jetzt nervös, denn offenbar spürten sie, daß diejenige, die sie abtransportieren sollten, kurz davor war, sich ihnen anzuvertrauen.

Damona stieg in den Sarg. Und legte sich hinein. Streckte sich aus.

Fühlte die beengenden einfachen Holzwände links und rechts neben sich.

Die Skelettpferde wieherten schrill. Ein Laut, der sich unendlich fortzupflanzen schien, von Bergen und Felswänden widerhallte und zu einem Inferno aus Kreischen und Toben und Heulen explodierte.

Der Wind stimmte in dieses infernalische Spektakel mit ein.

Der Sargdeckel schwebte herunter. Mit einem dumpfen Laut schloß er sich fugenlos. Schwärze umgab Damona King. Sie zitterte jetzt, denn der Bannzauber fiel schnell von ihr ab. Angst tauchte aus den Tiefen ihres Bewußtseins auf. Eine höllische Angst, denn sie wußte, daß sie ihren Gegnern wieder einmal ausgeliefert war.

Die Pferde zogen an. Brüchige Zugleinen spannten sich. Die hohen Kutschenräder drehten sich quietschend und kreischend in den ungeschmierten Scharnieren. Der Schnee wurde unter den eisenbespannten Rädern zermahlen, beiseitegequetscht, spritzte nach hinten weg.

Die Höllenpferde jagten den gewundenen Weg entlang zurück, den sie gekommen waren. Fort von King's Castle. Hufschlag donnerte auf dem schneeüberzogenen, vereisten Weg. Die Leichenkutsche aus dem Jenseits rumpelte immer wieder über Steine, die noch durch die Schneedecke ragten, schlingerte in engen Kurven und hinterließ breite, aufgewühlte Spuren in dem weißen Leichentuch des Schnees.

Durch das kleine Dorf Marnock Fearn am Fuße von King's Castle preschten die makabren Totenpferde, das donnernde Hufgetrappel hallte von den Wänden der einfachen Häuser wider… Niemand sah das unheimliche Gefährt. Weiter stürmten die Höllenpferde. Schnee spritzte und wirbelte hinter den Knochenläufen weg … Skelettnüstern spien schwefelgelbe Dämpfe aus … Die scharfen Zahnreihen klafften im Rhythmus des Lauftempos auf und zu, die Knochenschädel mit den filzigen, strähnigen Mähnen hoben und senkten sich ebenfalls im Takt.

Der Sarg, in dem Damona regungslos lag, scharrte leicht hin und her. Aber die Kräfte der Schwarzen Magie hielten ihn auf der Leichenkutsche.

Damona ballte die Hände zu Fäusten. Sie spürte das Vibrieren ihrer Nerven. Das machte deutlich, daß die Dämonische den Bann tatsächlich von ihr nahm, um ihr damit ihre aussichtslose Situation nur ja deutlich vor Augen zu führen. Damona stand der kalte Schweiß auf der Stirn. Sie versuchte, sich irgendwie Mut zuzureden. Aber für dieses Unternehmen hatte sie nicht allzu viele Argumente. Höchstens vielleicht das eine: das Asyhra möglicherweise mit einer sterbenden Damona King rechnete… Das würde bedeuten, daß sie die Dämonin austricksen konnte. Es war dürftig, verdammt dürftig. Damona wußte es selbst. Mist elender. Also mußte wieder einmal ihr unerschütterlicher Optimismus herhalten. Immerhin etwas. Dazu kam,

daß der Bann fast weg war. Fuß- oder Handfesseln hatte man ihr nicht angelegt. Egal, wohin sie diese Höllenkutsche brachte – sie konnte wenigstens handeln, falls das nötig wurde.

Das Gerumpel ging ihr schon bald auf die Nerven. Und zwar so mächtig, daß ihr Hören und Sehen im wahrsten Sinne des Wortes verging. Die Stöße und jähen Hüpfer der Kutsche pflanzten sich durch ihr Rückgrat in ihren Schädel fort und tobten dort wie irre Derwische herum. Es tat weh.

Zu den Schmerzen und der vagen, lauernden Angst kam eine Wut, die Damona mit den Zähnen knirschen ließ. Sie versuchte, ihre Stellung zu verändern, ihr Gewicht zu verlagern. Es klappte zwar, aber in der engen Holzkiste konnte man es sich einfach nicht bequem machen. Dazu war sie schließlich auch nicht da. Damonas Kopf hüpfte weiterhin auf dem rauhen Holzboden. Sie zwängte einen Arm hoch und darunter. So war es besser. Mit der anderen, der freien Hand tastete sie den Sargdeckel ab. Die jäh aufblitzende Hoffnung, daß sie ihn vielleicht aufdrücken und sich klammheimlich aus dem Staub machen könnte, erwies sich als böser Irrtum. Der Deckel war rissig, schloß aber an den Wänden überall fugendicht ab.

Die Luft im Innern des Sarges wurde stickig und knapp.

Damona konnte sich ausrechnen, wann sie hier drinnen erstickt wäre.

War das der Sinn und Zweck dieser makabren Reise in der Leichenkutsche?

Die irre Jagd ging weiter, und Damona hoffte sehnsüchtig, daß ihr Zwangsoptimismus diesmal nicht eine ganz böse Schlappe hinnehmen mußte.

Vielleicht wurde dies hier für sie doch eine Reise ohne Wiederkehr…

Als dann der krachende Schlag erfolgte, das jähe Reißen von Holz, das gellende, langgezogene Hupkonzert und ein neuerlicher Schlag, der sich mit dem infernalischen Wiehern und Kreischen der Skelettpferde mischte, konnte sie gar nicht richtig darauf achten. Noch weniger schaffte sie es, sich einen Reim darauf zu machen. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. Alles wurde nämlich anders. Sie spürte mit feinen Sinnen, daß der *ÜBERGANG* von der Realität in irgendeine Sphäre des Jenseits bevorstand, denn diese Leichenkutsche würde wohl kaum gemütlich durch die Welt der Menschen gondeln.

Die Luft wurde grauenhaft zähflüssig. Reißende Schauer jagten nacheinander durch Damonas Körper.

***

Mike Hunter schälte mit der linken Hand den Kaugummi aus dem Silberpapier. Das war schon eine Prozedur für sich. Aber die Rechte konnte er nicht zu Hilfe nehmen. Die mußte er in diesem Schneetreiben hübsch brav am Steuer des Rovers lassen, wenn er nicht

ganz schnell Bekanntschaft mit dem Schnee machen wollte. Und zwar auf höchst unangenehme Weise.

Die Wischer polierten die Frontscheibe. Die weißen Tupfer hatten keine Chance. Und der Allradantrieb des roten Gefährts sorgte dafür, daß die weiße Pracht, die bereits den Boden bedeckte, zu keinem ernsthaften Hindernis wurde. Der Rover pflügte sich relativ mühelos durch.

Mike hatte den Kaugummi endlich im Mund und kaute drauflos.

So konnte er wenigstens den Hunger überlisten, der in seinem Magen rumorte.

Mike fuhr konzentriert. Das wirbelnde Weiß und der heulende Sturm erschwerten das. Außerdem hatte er seit zwei Tagen nicht mehr ruhig geschlafen. Seit er Bens Anruf bekommen und gehört hatte, was mit Damona passiert war.

Dann die Odyssee, bis er endlich von Paris hierher auf die Insel gekommen war. Das war eigentlich schon eine Horror-Story für sich. Mike mußte sich schon sehr anstrengen, nicht auf alle Flughafen-Bediensteten einen gewaltigen Zorn zu hegen. Aber sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, daß es nicht die Angestellten und kleinen Rädchen im Getriebe waren, auf die sich dieser Zorn zu konzentrieren hatte. Die Macher und die Bosse waren es. Die Herren, die hinten und vorne Arbeitsplätze einsparten, die die Leute, die sie hatten, dafür rund um die Uhr schuften ließen und das noch mit einem zum Teil lächerlichen Gehalt. Kein Wunder, wenn dann Streiks folgten.

Aber jetzt war er hier. Bis King's Castle durften es kaum noch fünf Meilen sein. Hoffentlich lebt sie noch, durchfuhr es den braunhaarigen Mann mit dem markanten Gesicht. Mike war ein sympathischer Bursche, normalerweise gerne zu einem Lachen aufgelegt. Und normalerweise blitzte ihm auch der Schalk in den Augen. Heute aber war er ernst, die Augen zusammengedrückt, schmale Schlitze, die in das wirre Treiben hinausstarrten, als wollten sie den Schnee hypnotisieren. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt. Die Lippen waren aufeinandergepreßt.

Man sah dem Ex-Versicherungsdetektiv der *Transworld Insurance* an, wie sehr es in ihm arbeitete. Deshalb fuhr er auch trotz des Wintereinbruchs viel zu schnell. Er zog den Rover in die engen Kurven, knüppelte den Gang hinein, wenn gerade Strecken vor ihm lagen, und sein rechter Fuß nagelte das Gaspedal ans Bodenblech. Er wußte, er würde es sich nie verzeihen können, wenn er zu spät kam.

Wenn er nicht mehr mit ihr reden konnte, ihr nicht mehr sagen konnte –Was? Ja – was sollte er Damona überhaupt sagen? Er hatte sich noch keine Gedanken darüber gemacht. Zum Henker, er sah es kommen, daß er hilflos, mit zugeschnürter Kehle an ihrem Bett stehen

würde…

Er schlug auf das Lenkrad. In seinen Mundwinkeln zuckte es kurz.

Das war das einzige äußere Zeichen seiner Verzweiflung. Er würde seinen rechten Arm hergeben, wenn er damit Damona retten konnte. Aber das Opfer brauchte er wahrscheinlich nicht zu bringen.

Wenn es Damona nicht geschafft hatte, die Todeswunde zu schließen, die ihr der Schwarze Druide beigebracht hatte, dann konnte er das auch nicht. Sie war die Tochter einer Weißen Hexe. Er war nur ein normaler Sterblicher. Mit Zauberei kannte er sich nur bedingt aus. Dafür war normalerweise immer Damona zuständig gewesen.

Ben Murray hing neben Mike in den Sicherheitsgurten und döste.

Der Yard-Inspektor hatte das noch dringender nötig als er, das wußte Mike. Sein Freund hatte ihm alles haarklein erzählt, was bisher passiert war. Wie er in der Londoner Klinik an Damonas Bett Nachtwache gehalten hatte. Wie er dann aufgewacht – und Damona verschwunden gewesen war.

Die Häuser von Marnock Fearn tauchten in dem Dunst aus Schnee, Nebel und tiefhängenden Wolkenschleiern auf.

Und noch etwas…

»Ben! Wach auf! Ben!« Mike versetzte dem Freund einen harten, aber wirksamen Rippenstoß. Der Inspektor brummelte, riß aber die Augen auf.

Mike Hunter reagierte schon. Er sah das Vierer-Gespann der Skelettpferde auf sich zuschießen, dahinter die massige, schwarze Leichenkutsche – und schätzte gleichzeitig die Straßenbreite ab. Keine Chance zum Ausweichen. Die Kutsche rumpelte in der Straßenmitte heran. Also konnte er auch nicht einfach daran vorbeifahren. Blieb nur eines…

Mike zog am Lenkrad. Ein kleiner Ruck genügte bei diesem Tempo, um den Rover zu einem Kreisel werden zu lassen. Mike tippte die Bremse, zog noch einmal am Lenkrad, Ben fluchte neben ihm, denn dieses Erwachen war nicht gerade nach seinem Geschmack, dann waren die Skelettpferde heran…

Und wurden von dem herumwischenden Rover abgeräumt wie bizarre Kegel. Knochen wirbelten durch das Schneetreiben, ein Pferdeschädel folgte, dann war der Rover durch die unheimlichen Gäule durch, kam von der Straße ab und sackte mit dem Heck voran weg.

Einen sanften Abhang hinunter. Jetzt konnte nicht mehr viel passieren. Zu dem Zeitpunkt hatte Mike Hunter den Sicherheitsgurt schon offen und hielt sogar schon die Luger, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, in der Faust.

Der Rover kam zum Stillstand. Metall knackte. Sonst war offenbar alles mehr oder weniger heil.

Mikes Linke hob auf den Knopf, der die Konsolenlade aufspringen ließ. Er schnappte die Ersatz-Luger und die Reservemagazine, die darin lagen, stopfte sie in die Taschen seiner Parka, die er vom Rücksitz hervorriß.

»Verdammt, willst du mir endlich mal sagen…«

»Keine Zeit, Ben…«

Mike federte in das Schneetreiben hinaus. Die Leichenkutsche stand zehn Yards entfernt. Zwei Skelettpferde existierten nicht mehr. Dafür aber eine schaurige Spur aus Knochen und Gebeinen, die sich hinter der schwarzen Kutsche herzog. Die beiden noch lebenden Pferde erholten sich aber. Und das schnell. Sie zogen an, legten sich schnaubend und wiehernd in das Zaumzeug, und die Kutschenräder bewegten sich krachend, knirschend… Rumpelten los…

»Mike! Vorsicht, über dir!« brüllte Ben hinter Mike her, der durch den Schnee spurtete, die Luger in der Faust.

Mike Hunter hörte das Flappen und das träge Rauschen über sich.

Er hechtete vorwärts, ohne großartig nachzusehen oder Rückfragen zu halten!

Ein grauer Schatten, der in etwa die Form eines Teufelsrochens hatte, segelte haarscharf über ihn weg. Scharfe Klauen griffen über Mikes Nacken. Der hagere, durchtrainierte Dämonenkiller ruckte herum, drückte ab, ließ zwei orangefarbene Feuerlanzen in den trüben Morgenhimmel stechen.

Der Dämon aber, der ihn attackiert hatte, war bereits nicht mehr zu sehen! In der wirbelnden, sich ständig verändernden Nebel-Schnee-Suppe war er untergetaucht.

Mike rappelte sich auf. Das Gerumpel der Kutsche signalisierte, daß es höchste Zeit war. Er mußte die Kutsche zum Stehen bringen, mußte nachsehen, wer in dem Sarg lag… Eine böse Ahnung sagte ihm, daß er diesen jemand kannte, sehr gut kannte … Damona …

Und wenn Skelettpferde im Spiel waren, dann gab es nur eine Bedeutung – der Teufel persönlich oder zumindest doch einer seiner vertrauten Mitteufel hatte diese Kutsche geschickt – um Damona noch in der Stunde ihres Todes zu verspotten!

Er mußte hin!

Das war leichter vorgenommen als ausgeführt. Dieser dreimal verfluchte Abhang stellte bereits ein ernsthaftes Hindernis dar. Mike trug zwar Moonboots, in die er seine schwarze Cordhose gestopft hatte, trotzdem rutschte er mehr als daß er aufrecht ging. Schließlich war er oben. Der Dämon hielt sich zurück. Es folgte kein weiterer Angriff. Hinter sich konnte Mike Ben Murray herankeuchen hören.

Als dann ein ziemlich kerniger Fluch ausgestoßen wurde, wußte Mike, daß auch Bens Hintern Bekanntschaft mit dem eisigen Schnee gemacht hatte.

Auf der schneegezuckerten Straße forcierte Mike Hunter sein Tempo. Gleichmäßig wie eine Maschine lief er. Die Landschaft schien an ihm vorbeizujagen. Die Leichenkutsche rumpelte bereits im Schrittempo. Mike wurde schneller. Noch drei Yards trennten ihn von dem Gefährt. Er konnte trotz des wirbelnden Schnees den schwarzen Sarg auf der Ladefläche der Kutsche sehen. Die Totenschädel auf den vier Dach-Eckpfosten grinsten zu ihm herunter.

Mit jedem Holpern der Kutsche klackten die Kiefer des makabren Zierrats auf und zu. Die Höllenpferde wurden schneller. Das harte Stampfen ihrer Hufe spornte Mike an. Sein Atem flog. Der Herzschlag hämmerte ihm durch den Schädel. Eisig stach die Luft bei jedem Atemzug in seine Lungen hinunter.

Wenn er jetzt ausrutschte und hinfiel, dann war alles aus. Dann wurde er nie erfahren -.

Mike stellte jeden Gedanken ab. Er raste über die weiße Fläche, Schnee verklebte die wuchtigen und nicht gerade für einen Wettlauf geschaffenen Schuhe. Aber die Schneedecke war nicht zu tief, und der Schnee frisch. So hatte er einen einigermaßen guten Halt. Auf jeden Fall – er kam voran. Die Kutsche aber auch.

Mike holte trotzdem auf. Wenn er sich etwas in den Schädel gesetzt hatte, dann führte er das in aller Regel auch durch. Und diese Sache hier war ihm unheimlich wichtig. Deshalb führte er hier seinen Vorsatz erst recht durch.

Noch einen Yard. Die Kutsche rumpelte die Straße entlang, die ein paar Yards weiter vorn einen sanften Hügel hinaufschlängelte. Das war Mikes Chance. Vorübergehend wurden die Skelettpferde schneller, die Distanz vergrößerte sich. Mike streckte seine Linke aus, aber die Kutsche zog davon… Und wurde immer schneller.

Das Getrappel der Pferde trommelte ein wildes Stakkato in das Schneetreiben. Die Flocken peitschten jetzt direkt von vorn herunter, nahmen Mike die Sicht und vereisten ihm das Gesicht. Er atmete durch den Mund.

Die Luger rammte in die Schulterhalter zurück. Im Laufen streifte er vollends die Parka über, die er bisher erst über den linken Arm und die linke Schulter gezerrt gehabt hatte.

Weit ausgreifend jagte er hinter der Leichenkutsche her. Der Sarg rutschte von links nach rechts, aber das war auch alles. Da er nicht von Bändern und Stricken oder Ketten gehalten wurde, mußte Schwarze Magie im Spiel sein. Also würde es auch Schwierigkeiten mit dem Anheben des Sargdeckels geben… Mike Hunter holte das letzte aus sich heraus. Ben war irgendwo weit abgeschlagen. Der Yard-Inspektor war nicht mehr der jüngste, und außerdem kämpfte er einen ununterbrochenen Kampf gegen die Kalorien und damit für eine schlanke und ranke Figur. Er hatte ziemlich oft verloren. Das

behinderte in solchen Nurmi-Spurten.
Die Höllenpferde zogen die Kutsche die gewundene Straße hinauf.
Mike Hunter keuchte hinterher. Noch zehn, zwölf Yards, dann kam er – bildlich gesprochen – auf dem Zahnfleisch daher.
Er mußte es vorher packen.
Und das tat er auch. Mit einem verzweifelten letzten Steigern seines Tempos holte er auf, sah den schwarzen hüpfenden, schlingernden Pfosten, der mit den vier anderen zusammen das Dach der Kutsche hielt, und packte zu. Im nächsten Augenblick hatte er das Gefühl, daß ihm das Schultergelenk ausgekugelt wurde. Verbissen brachte er auch die andere Hand vor, streckte die Finger – und klammerte sie ebenfalls um den Pfosten. Ein kräftiger Klimmzug, und er konnte sich auf die Kutschfläche schwingen.
Da stand er dann erst einmal, hielt sich fest, keuchte sich schier die Lungen aus dem Körper und kam wieder zu Atem. Zu lange warten wollte er nicht.
Das war auch gut so, wie er gleich darauf feststellte.
Der Dämon griff wieder an! Diesmal sah ihn Mike selber, wie er von vorn auf die Kutsche zuraste… Ein gewaltiger Teufelsrochen, elegante Tragflächen, die leicht gekräuselt waren, düsterrote Augen – zweimal zwei Paar auf jeder Seite des kaum erkennbaren Schädels
… Der Dämon legte es auf eine Karambolage an. Offenbar gehörte er nicht zu den Mächtigen, die diese Kutsche steuerten, sonst würde er wohl kaum versuchen, sie unter allen Umständen zu bremsen …
Mike angelte die Luger wieder aus der Halfter, hielt sich aber mit der linken weiterhin fest. Das Schlagen und Stampfen der Kutsche machte seinen Stand verflixt unsicher. Der Dämon war da – so schnell konnte Mike Hunter diesmal gar nicht reagieren!
Ein Schlag hämmerte auf das Kutschendach herunter, daß dem Dämonenkiller die Zähne aufeinanderschlugen. Er steckte die Luger hinter den Gürtel und gab seinen Halt auf. Behende schwang er sich nach vorn, zum nächsten Pfosten. Der Sarg scharrte über den verdreckten Boden. Aber hier drinnen lag keine einzige Schneeflocke.
Mike war kurz hin- und hergerissen. Sollte er zuerst versuchen, den Sargdeckel anzuheben, in die Totenkiste hineinzusehen? – Oder war es besser, diese Skelettpferde zu stoppen? Wer wußte schon, wohin diese Höllenfahrt gehen sollte?
Er entschloß sich für das Stoppen.
Der Teufelsrochen flog einen weiten Kreis und kam schon wieder.
Der nächste Schlag warf Mike Hunter vornüber gegen die rauhe Wandung der Kutsche. Er klammerte sich verzweifelt fest. Die Skelettpferde wieherten. Aber sie wurden auch schneller. Ein rasender Galopp peitschte sie voran… Die Kutsche folgte …
Bevor der Teufelsrochen-Dämon ein drittes Mal herunterstoßen und

möglicherweise schlimmeren Schaden anrichten konnte, sollte jedoch etwas Entscheidendes passieren.

Als sich Mike wieder aufgerappelt hatte und endlich um die Kutschwand herumklettern konnte, sah er, daß es zu spät war. Ja, jetzt hatte er freie Sicht auf die Pferde, der Kutschbock war zum Greifen nahe, und von dort aus hätte er dieses Höllengespann womöglich sogar zügeln und zum Halten bringen können. Aber dazu blieb jetzt keine Zeit mehr.

Die Skelettpferde lösten sich auf! Es sah aus, als würden sie in eine dichte Nebelwand hineinlaufen, so daß man ihre Konturen nicht mehr deutlich sehen konnte. Aber das war es nicht. Mike Hunter begriff das.

Diese Höllenwesen wechselten in eine andere Dimension hinüber

… Das war es!

Mike hangelte sich mit einen irrwitzigen Ruck zurück auf die Ladefläche. Seine Knie zitterten, aber das kam nicht von irgend einer Angst. Für so etwas hatte er momentan gar keine Zeit, obwohl ihm natürlich schon kalte Schauer über den Rücken jagten. Das Zittern kam vom wilden Gerumpel der Kutsche. Mike ließ ein wölfisches Lächeln aufblitzen. Das war manchmal seine Art, dem Tod ins Auge zu sehen.

Er rüttelte an dem Sargdeckel. Aber der saß wie festgeleimt. Der Auflösungsprozeß griff auf die Kutsche über. Schon wurde die Frontwand transparent, durchsichtig wie Glas. Mike konnte mit einem hektischen Seitenblick hindurchsehen… Die Skelettpferde waren nur mehr Schemen, deren Läufe in immer rasenderen Tempo wirbelten. Die Kutsche wurde schneller … schneller … schneller …

Und löste sich auf!

Der Boden schien sich wie unter einer Säure zu zersetzen!

Die Pfosten ebenfalls. Der Himmel war durch das Dach hindurch zu sehen, Schneeturbulenzen, die jedoch noch immer nicht auf die Ladefläche herunterregneten…

Mike riß den Silberdolch aus der Scheide im Stiefelschaft. Er stach die blitzende Klinge in die Ritze zwischen Sarg und Sargdeckel. Ein häßliches Zischen wurde laut. Silberfetzen flogen davon. Schwefelgelbe Dämpfe wallten.

Der Sargdeckel sprang einen Spalt weit auf. Mike steckte den Dolch ein, packte die Luger fester, versuchte das irre Geratter der Kutsche auszugleichen, die Stöße nicht bis in seinen Schädel durchpulsen zu lassen. Dann packte er zu. Mit einem energischen Ruck zerrte er den Sargdeckel hoch.

Die Leichenkutsche wechselte endgültig aus der Realitätsebene in die Dimensionen des Jenseits über.

Mike Hunter wurde von einem fetzenden Sog erfaßt, kippte vorüber, fühlte sich davongesaugt und zusammengedroschen. Er machte sich

auf das Schlimmste gefaßt.

Zu recht, denn diese Fahrt ging geradewegs in die Hölle…

***

Ben Murray fand nicht die Zeit, sich über irgend etwas zu ärgern!

Die glatten Schuhsohlen rutschten ihm unterm Körper weg. Dafür flog er der Länge nach in den hochspritzenden Schnee. Ein paar Yards voraus verschwand im gleichen Sekundenbruchteil die Leichenkutsche, und der dämonische Teufelsrochen suchte sich ein geeignetes Opfer, um daran seine Wut auszulassen.

Das Opfer hieß in diesem Fall Ben Murray, und der kapierte das mit der Wucht eines Stromschlags.

Ein Lastwagen, der von Marnock Fearn heranrumpelte, trug auch nicht mehr dazu bei, die tödliche Gefahr zu bannen. Im Gegenteil.

Damit vergrößerte sich das Durcheinander nur noch.

Der Teufelsrochen kam!

Er bewegte sich mit einer Schnelligkeit, die wirklich schon fast an Zauberei grenzte. Wie ein Surfer auf seinem Brett eine besonders steile, gischtende Welle hinunterjagte, so glitt und segelte dieses Monstrum auf ihn zu. Ben blieb nicht liegen. Er wälzte sich seitwärts weg. Und bewies mit dieser blitzartigen Bewegung, daß man trotz ärgerlichen Übergewichts auch verdammt schnell sein kann. Besonders, wenn es um Leben oder Tod ging wie jetzt.

Schnee fauchte hoch, als der Graue über ihn wegrauschte. Die Rochenflügel kräuselten sich, knickten ein, und der Dämonenkörper beschrieb eine elegante Wende in der Düsternis. Der Lastwagen kam näher. Er fuhr mit aufgeblendeten Lichtern. Das Rumoren des PSstarken Motors war weithin zu hören. Der Dämon ließ sich davon nicht beirren. Eine geschmeidige Kehre, und er war in dem wirbelnden Schneetreiben verschwunden. Ben Murray stand auf, klopfte sich nachlässig den Schnee von den Hosen und der Jacke und hielt die Walther PPK entsichert in der Faust. Wie Mikes Luger war auch diese Waffe mit Silberkugeln geladen, und wenn der Dämon auch nur eine davon verpaßt bekam, dann verging ihm die Wut und erst recht seine Angriffslust.

Ben Murray marschierte los. Er machte vorsichtige Schritte, denn die Tücke seiner Schuhsohlen war ihm mittlerweile hinlänglich bekannt. Deshalb war Mike ihm auch davongespurtet, und nicht etwa wegen etwaiger körperlicher Hinderungsgründe, sagte sich Ben Murray in einem leichten Aufwallen von Trotz. Der Dämon blieb verschwunden, dafür aber hielt der Lastwagen, als Ben sich mitten auf der Straße aufbaute und winkte.

Der Mann hupte wie ein Wilder, bremste dann aber doch. Ben atmete auf. Die Walther PPK versteckte er wohlweislich hinter seinem breiten

Rücken. Schließlich wollte er nicht für einen Killer gehalten werden.
Die Fahrertür wurde aufgestoßen. »He, Mann, was haben Sie denn da für einen Mist gebaut?«
»Nicht gerade originell!« brummte Ben Murray mit einem vorsichtigen Rundblick und ging los.
»Kann ich helfen?«
»Was meinen Sie, weshalb ich hier in diesem Scheißwetter stehe und winke?« fauchte Ben mit dem Zorn der Gerechten.
Der Mann kletterte aus seinem Wagen. Das auffallendste Merkmal an diesem Burschen war seine riesige Adlernase, die glühend rot leuchtete und schon von weitem anzeigte, daß er einen Mordsschnupfen mit sich herumschleppte.
»Wie ist es denn passiert?« fragte er, als er vor Ben Murray stand und auf den kleineren Mann hinabschaute.
Ben beherrschte sich, hielt ihm seinen Scotland-Yard-Ausweis unter die tropfende Nase und stellte sich knapp vor. Mit dem derben Gesicht ging eine wunderbare Verwandlung vor. »Ein Yard-Beamter, du liebe Güte… Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann…«
Ben Murray blickte sich wieder kurz um. »Können Sie«, sagte er.
»Bringen Sie mich nach King's Castle hinauf – bitte. Ich erkläre Ihnen alles, wenn wir unterwegs sind.«
»Selbstverständlich. Es ist die heilige Pflicht eines jeden anständigen Bürgers, dem Recht zu seinem Recht zu verhelfen…« Den Gag darin bemerkte er offensichtlich nicht. Er machte eine zackige Kehrtwendung, was für Murray das Zeichen war, dem Mann seufzend zu folgen.
Mit einem verstohlen Blick schaute er in die Richtung der Radspuren. Dorthin, wo auch die Knochen der zerschmetterten Skelettpferde liegen mußten… Aber wenn sie einmal dort gelegen waren – jetzt waren sie verschwunden. Wahrscheinlich mit dieser verdammten Kutsche.
Noch immer keine Spur von dem Teufelsrochen. Was er wohl überhaupt hier gesucht hatte? Zu der Leichenkutsche hatte er ja ganz eindeutig nicht gehört.
»Steigen Sie ein, und wer…« Der Mann unterbrach sich mitten im Wort, starrte auf einen Punkt hinter Ben Murray, und sein Unterkiefer sank ihm dabei fast bis auf die Brust hinunter.
Ben Murray versetzte dem Fahrer einen Stoß gegen die Brust, der den korpulenten Hünen zurückschleuderte. Ben wirbelte herum, rutschte wieder aus, schlug hin. Das rettete ihm das Leben. Der Dämon krachte gegen den Laster. Schwingen, die eine gewaltige Spannweite hatten, zappelten und flatterten. Gefährliche Klauen fetzten kreischend über Metall, rissen es auf, daß narbige Gräben entstanden, dann war der Dämon wieder weg. Hoch droben wischte er herum, war für

Sekundenbruchteile nicht mehr zu sehen, weil er seine Körperfarbe und seine Bewegungen dem Schneetreiben anpaßte…

»Zum Teufel, was war das?«

»Unten bleiben, Mann. Kriechen Sie ganz unter den Laster, wenn Ihnen…« Weiter kam Murray nicht. Der Teufelsrochen sackte wie ein Stein auf ihn herunter. Ben hechtete weg, kam seitlich mit der Schulter auf und rollte weiter, Schnee spritzte und hinter ihm erscholl geiferndes Kreischen. Der Rochen hatte seinen Fall abgebremst und segelte jetzt elegant über das Schneefeld auf Ben Murray zu. Die furchtbaren Doppelaugen leuchteten auf.

Ben Murray zielte darauf, hielt die Walther PPK im Combat-Anschlag, schätzte die Distanz und wußte, daß er erwischt werden würde, selbst wenn er die Bestie traf.

Er zog den Stecher durch. Hart bellten die Schüsse auf, die er rasend schnell aufeinander aus dem kurzen, klobigen Lauf jagte.

Das eine Augenpaar des Dämons erlosch wie ausgeknipst. Der Rochen wurde herumgerissen, Schauer durchjagte ihn, zuckend krachte er in den Schnee. Und flatterte wieder auf. Ben feuerte weiter, jagte das halbe Magazin aus dem Lauf. Der Dämon segelte hoch, scheinbar federleicht… Eine Bewegung der rechten Schwingenseite trieb ihn vorwärts – und vollends auf Ben herunter. Er stieß sich ab, warf sich ohne Rücksicht auf Verluste nach hinten. Der Schnee dort war hoffentlich tief und weich genug. Im Rückwärtsfallen zog er wieder durch. Die Silberkugeln rissen große Löcher in den grauen Dämonenleib, der jetzt grotesk die Farbe wechselte. Grau wurde zu Schwarz, zu Grün, zu Rot … zu Weiß – und dann wieder zu Grau.

Den Todeskampf der Höllenbestie bekam Ben Murray am eigenen Leib zu spüren. Der Aufprall der stinkenden, zuckenden, zappelnden Masse schleuderte ihn zurück. Stechender Schmerz blitzte kurz auf. Sein Schädel knallte auf den Boden. Kälte stach durch den dünnen Anzug, den er trug.

Dann war es vorbei. Der Dämon lag halb über ihm und bewegte sich nicht mehr. Die riesigen Augen waren stumpf und hart wie Kieselsteine. Brodelnd löste sich der Dämonenkörper auf, wurde zu schleimiger, stinkender Schlacke und dann zu Asche, die von den fauchenden Sturmböen hochgepeitscht und mit dem Schnee, der immer dichter und wütender fiel, vermengte.

Geisterhaft klang eine gellende telepathische Stimme durch diesen Aufruhr: »*ASMODIS… Höllenvater … hole mich … zu … dir … Asmodiiiiissss …*« Ben zweifelte nicht daran, daß dies die ersterbende Dämonenseele des Monstrums geschrien hatte. Vielleicht ist das bei den Schwarzblütlern so, was weiß ich, schob Ben die Sache mürrisch beiseite. Er fühlte sich wie durch den berühmten Fleischwolf gedreht. Der Lastwagenfahrer stapfte auf ihn zu, offenbar völlig perplex.

Ein paar Minuten später kutschierte er Ben Murray nach King's Castle hinauf. Fragen stellte er keine. Er wußte, was er erlebt hatte.

Und er wußte, in welcher Gegend er das erlebt hatte. In Schottland gab es sie, die Geister und Dämonen. Seit ihm seine Mutter in einer kalten Winternacht das erste Mal von diesen Wesenheiten erzählt hatte, hatte er daran geglaubt. Jetzt hatte er sogar den Beweis dafür bekommen. Guter Gott. Ob er das seiner alten Mum noch erzählen konnte? Oder würde sie einen Herzschlag bekommen? Er war so mit sich selbst beschäftigt, daß er sich bei Ben Murray nicht einmal bedankte.

Aber Ben hatte seine eigenen Probleme. Er dachte an Mike Hunter.

Und an den Sarg. Auch er glaubte zu wissen, wer darin lag. Damona

… Wie auch immer – er konnte momentan nichts tun, um irgendwie zu helfen. Sie waren verschwunden. Wie weggezaubert. Der Himmel allein mochte wissen, wohin.

Er warf dem Lastwagenfahrer einen schnellen Seitenblick zu. Der Mann fuhr wie ein Weltmeister den steilen Weg nach King's Castle hinauf. Daß seine Nase schon wieder triefte, merkte er nicht. Ben hatte auch dafür Verständnis.

Als normaler Mensch bekam man schließlich nicht alle Tage einen leibhaftigen Teufel zu sehen…

***

Ein wolkenloser, strahlend blauer Himmel spannte sich über die hoch aufwachsenden, zerrissenen Felsentürme, über die weiten Schneehänge und die Gletscherspalten, die direkt bis in die Hölle hinunterzustechen schienen.

Nach dem zornigen Schneesturm der Nacht wirkten die weißen Flächen an manchen Stellen wie durchgequirlt. An steilen Schluchten war der Fels kahl. Gewaltige Schneebuckel unterhalb der schroff abfallenden Wände zeigten an, daß hier fürchterliche Lawinen heruntergedonnert waren.

Der Schwarze Druide unterbrach seinen unermüdlichen Wolfstrott, den er selbst in diesem hohen Schnee durchhalten konnte. Er war kein Mensch, und so standen ihm ganz andere Möglichkeiten offen. Mit einem einfachen magischen Trick sorgte er dafür, daß sich der pulverige, manchmal auch verharschte Schnee unter seinen Füßen in eine ziemlich feste Masse verwandelte, die einen guten Fußhalt bot. So brach er nicht bis zu den Knien oder sogar bis zu den Hüften ein. Hinter ihm zerfiel der Schnee wieder in die trügerische Fläche, die er auch zuvor gewesen war.

Nicht einmal vor gefährlichen Gletscherspalten brauchte er sich in acht zu nehmen. Für ihn war der Weg sicher. Dafür sorgte der Zauber.

Allerdings mußte er von Zeit zu Zeit eine kurze Pause einlegen,

damit die Ausstrahlungen und Schwingungen seiner zauberischen Aktivitäten nicht zu stark wurden und möglicherweise aufmerksame Späher der Schwarzen Familie auf den Plan riefen.

Deshalb verharrte der Schwarze Druide auch jetzt. Unbeweglich stand er im Schlagschatten eines Felsenkegels, der durch die Schneedecke ragte, und blickte auf seiner kaum sichtbaren Spur zurück.

Zufrieden konnte er feststellen, daß ihm niemand folgte. Auch eine *Witterung* mit seinen empfindlichen Dämonensinnen bestätigte das.

Im Umkreis von Meilen hielt sich kein feindliches Lebewesen auf.

Der Druide ging langsamer weiter. Die Luft hier oben war dünn, aber das bemerkte er gar nicht. Der Körper, in den er seinen dämonischen Geist eingenistet hatte, war längst tot. Er brauchte keine Luft. Nur von Zeit zu Zeit Blut!

Schon bald darauf fiel der Druide wieder in seinen ausdauernden Trott, der ihn zügig bergauf führte. Manchmal rieselten kleine Schneerinnsale hinter ihm in die Tiefe, doch verwandelten sie sich nie in Lawinen.

Schon kurz nach Morgengrauen war er von der Station der Menschen aufgebrochen. Die Hexenherz-Präsenz war erwartungsgemäß noch immer mit ihrem Zeremoniell beschäftigt gewesen.

Also war er allein losgezogen, und Asyhra hatte ihm versichert, so schnell wie möglich nachzukommen. Und zwar in Damona Kings leistungsfähigerem Körper!

Dazu aber würde sie wohl keine Gelegenheit mehr haben, denn der Schwarze Druide war fest davon überzeugt, daß die schwarzmagischen Aktivitäten ihrer Zauberei unweigerlich Asmodis' Dämonen auffallen und sie herbeirufen würden. Sie würden hier oben aufkreuzen, ganz bestimmt.

Sollten sie! Der Druide stieß ein hämischen Kichern aus. Sie würden nur die Dämonische vorfinden. Und Asyhra würde sie zudem auf eine völlig falsche Spur locken.

So diente sie also dennoch seiner großen Sache. Der Druide war von Anfang an entschlossen gewesen, die Rote Hexe abzusägen, sobald dies für seine Sache notwendig war. Jetzt war es notwendig.

Gegen Mittag erreichte *er* einen felsigen Platz knapp unterhalb eines der leergefegten Gipfel des Himalaja-Massivs. Ein Gedankenimpuls genügte, und der Zepter-Speer materialisierte.

Der Druide packte zu, pflückte sich das mächtige Relikt der uralten Druidenkraft förmlich aus der Luft und drehte es in seinen derben Händen. Ein Druck auf einen ganz bestimmten Zierpunkt des Stabes ließ eine gut getarnte Kammer aufspringen. Daraus hervor zog der Druide eine winzige Papyrus-Rolle.

Auf dieser Rolle war der einzig richtige Weg zum Eislabyrinth der

Schneeteufel verzeichnet. Nach Jahrhunderten, in denen der Druide in seinem Zeitgrab gebannt gewesen war, erwies sich diese Hilfe als unerläßlich. Die Welt, die er gekannt hatte, hatte sich verändert.

Selbst diese Eis- und Felsen- und Gletscherwildnis.

Er orientierte sich nur kurz. Seine Dämonensinne erledigten das.

Er befand sich jetzt im Anmarsch auf den über 8000 Yards hohen Annapurna im Mittel-Himalaja. Hier sollten sich seine Spuren verlieren. Ein für allemal. Denn sein wahres Ziel war der 8500 Yards hohe Kangchendzonga, der von diesem Punkt meilenweit entfernt war.

Dieser heilige Berg, der angeblich unter Gott Wischnus Protektorat stehen sollte, barg in seinem tiefsten Bauch eine der letzten Heimstätten der Schneeteufel. Sie gehörten zu den ältesten Getreuen der Blutgötter und würden ihm gewiß weiterhelfen können. Der Druide sah sich kurz vor dem Erreichen seines Zieles. Er würde die Blutgötter finden. Er würde sie aus ihrem Todesschlaf, aus ihrem Dahinvegetieren erwecken…

Der Druide sondierte lauernd seine nähere und fernere Umgebung. Die Station der Menschen, die er und Asyhra in einer Station der Toten verwandelt hatten, war meilenweit entfernt. Nicht einmal von dort aus würde man die schwarzmagischen Energien wittern können, die er unweigerlich freisetzte, wenn er sich nun seines Zepter-Speeres bediente.

Und das tat er.

Der Druide konzentrierte sich. Seine Lippen murmelten einen alten *Spruch der Macht*.

Sein Körper löste sich auf, wurde zu einem grell aufglühenden Schemen und verschwand…

… um gleich darauf in der zerklüfteten Bergwildnis unterhalb des Kangchendzonga wieder zu rematerialisieren! Schneeschleier wurden von zugigen Aufwinden emporgepeitscht, bildeten wirre Schleier über den hohen, zerrissenen, gespaltenen Kämmen des Götterberges.

Der Druide knurrte zufrieden. Wenn er den Kopf in den Nacken legte, sah er die langgezogene Gipfelkette über sich den blauen Himmel ankratzen. Im Osten ballten sich düstere Wolken über den majestätisch aufragenden Gipfeln zusammen, im Westen, über dunstigen Tälern und steilen Bergkämmen, ebenfalls. Nur waren die Ränder dieser Wolken von unheilvollem Rot nachgezeichnet. Die Sonne hatte sich hinter diese Wolkenballungen zurückgezogen. Bald würde sie ihren Abstieg zum westlichen Horizont beginnen.

Der Druide war bereits wieder unterwegs. Unermüdlich kämpfte er sich weiter empor, folgte eisigen Pfaden, die kein Mensch hätte begehen können, wühlte sich durch Verwehungen und zwängte sich unter Eisüberhängen hindurch.

Über eine weite, zerklüftete Schnee-Ebene erreichte er sein Ziel.
Eine riesenhafte Gletscherspalte. Ein Krater, dessen Ausmaße kaum zu erfassen waren. Schroff fielen Eiswände senkrecht ab. Bizarre Formen glitzerten und gleißten in den Lichtstrahlen der plötzlich wieder hinter den Wolken hervorschwebenden Sonne. Licht und Schatten wanderten über die Ebene. Der Druide aber blieb stehen und genoß diesen Anblick.
Er hatte es geschafft. Er war am Ziel.
In wenigen Stunden würde er den Schneeteufeln gegenüberstehen und ihnen seine Fragen stellen und sie um Hilfe bitten.
»Ihr Vasallen der Blutgötter!« brüllte er in den Krater hinunter.
»Erhört mich, denn ich bin gekommen, eure Herren wieder in ihre alten Positionen der Macht einzusetzen… Ich, der Schwarze Druide will…«
Er brauchte nicht weiterzutönen. Er war bereits bemerkt worden.
Und man war ihm offenbar freundlich gesonnen. Das jedenfalls hoffte der Dämon mit einer jähen kreatürlichen Angst, denn die Gletscherspalte wurde lebendig – und das trotz seines bannenden Zaubers, der den Schnee fest halten sollte.
Aus den Gletscherwänden wurden Gesichter, riesenhafte Fratzen, die schwere, eisige Lider hoben und ein rumorendes Seufzen und Stöhnen hören ließen. Gewaltige Schnee-Lefzen wurden zurückgezogen, Mäuler klafften auf, in denen ganze Menschenhäuser hätten verschwinden können. Ein grollendes Vibrieren durchlief die Erde.
Irgendwo löste sich eine Lawine und fuhr tosend und dröhnend talwärts.
Der Schwarze Druide beherrschte sich.
Die Schneefratzen in den tief abfallenden Gletscherwänden drehten sich ihm zu.
»Wir kennen dich«, brausten scheinbar Hunderte von Stimmen auf. »Skirrass, unser ferner Bruder, hat uns noch im Augenblick seines Todes über dein großes Tun und Wollen informiert. Wir kennen dich, und wir heißen dich willkommen, Druide…«
Die grauenhafte Spalte vergrößerte sich. Der Rand wanderte, verschlang scheinbar festen Schnee, ließ Eisbrocken von der Größe eines Berges abbrechen und in die Tiefen sausen und Kometenschweife aus Schneepartikeln hinter sich herziehen.
In der Tiefe der gigantischen Gletscherspalte wirbelten und wallten Nebelschleier. Wie Wasser schwappten sie hoch, klatschten weit unterhalb der lebenden Fratzen gegen die zerklüfteten Eiswälle und sanken wieder zurück. Risse wurden von diesen Nebelschleiern verklebt. Verstohlen kräuselten sie sich an anderen Stellen höher, retuschierten tiefe Einschnitte und gaukelten so festen Boden vor.
Die Aura des Bösen, die hier herrschte und von Sekunde zu Sekunde

stärker wurde, beeindruckte sogar den Schwarzen Druiden.
»Keine Angst, Schwarzer!« röhrten die Stimmen. »Dir wird kein Leid geschehen, denn du bist von unserem Blute, von unserem Schlag. Auch verfolgst du beharrlich die gleichen Ziele wie wir. Und in der Tat scheinst du uns derjenige zu sein, der den Mut und die Kraft und auch die Intelligenz in sich vereint, diese Ziele Wirklichkeit werden zu lassen! Du hast unser letztes Versteck nicht deinen zahlreichen Gegnern preisgegeben, die dir folgen. Du hast es klug angestellt, und sie alle ausnahmslos abgeschüttelt. Nie werden sie ahnen, daß du *hier* zu uns gestoßen bist. Wohlan! Mehr als einmal hast du deine Fähigkeiten unter Beweis gestellt. Weitere Prüfungen sind nicht nötig, und so halten wir auch unsere *Wächter* zurück. Dich aber holen wir jetzt zu uns, auf daß wir alles notwendige in Ruhe besprechen können. Fürchte dich nicht, Druide! Mit uns ist die Macht der Sippe der 361 Dämonen, die gleich uns in dieser Einöde leben und den Göttern trotzen, welche diese Eislande natürlich ebenfalls zu beherrschen trachten!« Ein grollendes, kicherndes, rollendes Gelächter ließ die Erde erzittern. Der Rand der abgrundtiefen Gletscherspalte stahl sich weiter auf den starr dastehenden Druiden zu.
»Höre, Druide, höre gut zu! Wir holen dich… Und wir müssen dich schnell holen. Der Kangchendzonga gehört nicht uns allein. Er, den die elenden Sterblichen auch den *Berg der fünf Kleinodien des ewigen Schnees* nennen, wird auch vom Gott des Reichtums beherrscht. Er gebietet über die fünf Gipfel dieses Bergriesen, von denen jeder eines der Kleinodien darstellt und bewahrt … Gold, Silber, Kupfer, Korn – und heilige Bücher …« Wieder unterbrach ein wildes Lachen das grollende Sprechen, das aus den eisigen Schlünden wehte.
»Auch wir bewahren heilige Bücher auf, wie du weißt, Druide, die Heiligen Bücher der Zeit des Blutes! Doch will das dem Gott des Reichtums nicht gefallen. Er neidet uns unsere Schätze, die er sich niemals wird einverleiben können. Jetzt aber genug hiervon – wir kommen. Fürchte dich nicht!«
Und dann offenbarten die Schneeteufel endgültig ihre gewaltige Macht, denn aus den Wänden der Gletscherspalte löste sich mit einem nervenaufreibenden Knirschen und Krachen ein Arm aus purem, funkelndem Eis, der in einer gewaltigen Hand endete…
Diese Titanenhand holte sich den Schwarzen Druiden!
Vorsichtig umfaßte sie den lächerlich klein wirkenden Körper des Dämons. Kälte umhüllte ihn, drang in ihn ein, doch dagegen war er immun.
Ringsum brach die weite Schnee-Ebene ein, sobald er von der Hand hochgehoben und auf die Gletscherspalte zugetragen wurde.
Gewaltige Massen pufften einfach nach unten, sackten weg, als hätten sie nur darauf gewartet, daß der Druide weggehoben wurde.

Jeder eventuelle Verfolger, ganz gleich, wie raffiniert er sich auch getarnt hatte, mußte spätestens jetzt vernichtet sein.

Der Druide bewunderte die ganze Organisation dieses Unternehmens der Schneeteufel. Er hatte gewußt, daß sie mächtige Wesenheiten waren, das hatte ihm ja auch schon Skirrass auf dem Ben Nevis eindrucksvoll demonstriert. Daß er gegen Damona King so kläglich versagt hatte, lag nur daran, daß er allein auf sich gestellt gewesen war. Seine hier lebenden Artgenossen hatten da andere Möglichkeiten. Bestimmt hatten sie sich zu einem gewaltigen Machtblock zusammengeschlossen. Und auch die 361 Dämonen, die in einem der Berge des Himalaja hausen sollten, unterstützten sie.

All diese Gedanken zogen ihm durch den Sinn, während er von der Hand aus Schnee und Eis in die Tiefe getragen wurde, in die Tiefe, in der Kälte und Finsternis und Nebelmeere lauerten.

Dorthin, wo der geheimnisvolle Eingang in das Eislabyrinth der Schneeteufel lag.

Eigenartigerweise fühlte sich der Druide tatsächlich völlig sicher, obwohl er der Riesenhand hilflos ausgeliefert war. Seine anfängliche Unruhe hatte sich gelegt. Er packte den Zepter-Speer fester. Die grausige Aura von Tod und Verderben, die hier unten mit jedem Zoll intensiver wurde, stellte für ihn regelrechten Balsam dar. Er triumphierte sogar.

Mit dem verbissenen Angriff, der dann so schlagartig erfolgte, hätte der Druide niemals gerechnet!

Er wurde total überrumpelt…

***

Das dämonische Kreischen und Brausen und das elektrische Knistern der jenseitigen Sphären blieb hinter Mike zurück!

Unheimliche Kräfte zerrten an ihm. Jede in eine andere Richtung.

Er kippte in den Sarg hinein. Der Deckel klappte mit einem dumpfem Laut über ihm zu, aber damit war er keineswegs in Sicherheit, wie er gleich darauf schmerzhaft feststellen mußte. Das Zerren und Reißen war zwar mit dem infernalischen Tohuwabohu verschwunden, aber dafür empfing ihn eine brettharte Handkante. Er sah nur einen flirrenden Schatten, riß seinen Kopf reflexartig beiseite, schaffte es aber nicht mehr, ganz auszuweichen. Wie denn auch – in dieser verfluchten Enge. Er wurde knapp oberhalb der Halsschlagader getroffen, und daraufhin meldete er sich erst einmal ab.

Als er nach Sekunden oder Ewigkeiten wieder zu sich kam, lag er äußerst bequem… Benommen stellte er fest, daß unter ihm jemand keuchend und wütend atmete und er außerdem geohrfeigt wurde.

»Mike….« sagte eine drängende, atemlose Stimme, die er nur allzu gut als Damonas Stimme erkannte. »Mike, wach auf. – Du bist es doch,

oder? Verflixt!«

Er stöhnte, und das aus vollem Herzen. Zeit, überrascht zu sein, hatte er gar nicht. Plötzlich ging alles so verrückt schnell!

»Wie kommst… du überhaupt … hierher?« fauchte Damona abgehackt.

»Und du?« fauchte er zurück. »Ich denke, du liegst sterbenselend auf King's Castle…«

»Das habe ich auch. Bis Thomas mich geheilt hat. Frag jetzt nicht wie. Das ist eine Geschichte für sich. Und dann hat mich Asyhra mit dieser verdammten Kutsche abholen lassen!«

»So trifft man sich wieder!« versetzte Mike sarkastisch, und konnte noch immer keinen klaren Gedanken fassen. »Diesmal in einem Sarg. Wenigstens originell. Und du bist wirklich wieder ganz okay?«

»Ja! Aber wenn du noch länger auf mir liegst und dich so furchtbar schwer machst, dann ganz bestimmt nicht mehr lange!« Sie schnaubte. Dann folgte ein Geräusch, das Mike nicht identifizieren konnte. Etwas zwischen Lachen und Weinen. »Da sind Würmer auf meinem Gesicht, Mike!« flüsterte sie kläglich.

Er zwängte einen Arm hoch und wischte die wimmelnden Biester weg, schaudernd putzte er sich die Hand an seiner Parka ab. Was dann kam, hätte wohl eher zu einem Houdini-Zaubertrick gepaßt.

Sie versuchten, sich in eine bequemere Lage zu manövrieren. Draußen setzte sich das Geknister und das Jaulen der Jenseits-Sphären fort. Die Kutschenräder rumpelten in wilder Fahrt, obwohl Mike genau wußte, daß außerhalb des Sarges nur schwarzes und graues Nichts lauerte. Ein absolut tödliches Nichts für jeden Menschen, der ihm ungeschützt ausgesetzt war.

Sie legten sich beide auf die Seite, die Gesichter einander zugekehrt, obwohl sie sich in dieser Schwärze kaum richtig sehen konnten. Höchstens erahnen. Mike Hunter spürte, daß er vor Erleichterung zitterte. Er klammerte sich an Damona, zog sie zu sich her, und sie drängte sich an ihn. Auch sie zitterte.

»Und du bist wirklich wieder… wieder ganz gesund? Ich meine diese Wunde, von der mir Ben erzählt hat …«

»Wirklich, Mike. Alles okay. Wenn man davon absieht, daß wir jetzt in diesem Sarg liegen und was weiß ich wohin unterwegs sind…«

Mike schüttelte den Kopf, Er packte es nicht »Ich – ich hätte nicht gewußt, was ich sagen sollte… Da neben deinem Bett zu stehen, und zu wissen, daß du stirbst, und nichts tun zu können … Ich glaube, ich wäre verrückt geworden!« Seine Stimme war heiser. Jetzt erst hatte er sich wieder einigermaßen unter Kontrolle. Er spürte ihren heißen Atem in seinem Gesicht. Ihr Mund war ganz nahe.

»Damona…« Er brach ab, kam sich unheimlich dumm vor, weil ihm schon wieder die Stimme versagte. »Herrgott, ich bin so froh…«

Ihre vollen Lippen waren da, zuerst zärtlich, ganz sanft, dann fordernder. Sie küßten sich mit einer jähen Verzweiflung, denn beide wußten sie, daß es vielleicht ihr letzter Kuß sein konnte.

Danach lagen sie still aneinandergeschmiegt. Worte hätten jetzt gestört. Mike wußte über alle Geschehnisse der letzten Tage, in denen er in Paris gewesen war, Bescheid.

»Hast du eine Ahnung, wohin uns die Kutsche bringen soll?« fragte er nach einer Weile.

»Nein.« Damona erzählte ihm kurz, wie sie gezwungen worden war, in diesen Sarg zu klettern. Auch die Ereignisse davor streifte sie knapp. Mike nickte.

»Sie rechnet nicht mit mir«, sagte er nach einer Weile.

»Darauf würde ich nicht wetten. Vielleicht war es kein Zufall, daß du der Kutsche in letzter Sekunde begegnet und aufgesprungen bist.«

»Ach komm. Ich denke, du bist auch Optimist?«

»Momentan nur gezwungenermaßen«, gab sie trocken zurück.

Mike dachte kurz an Ben Murray und den Dämon, der die Kutsche attackiert hatte. Er wußte nicht, wie dieser Schwarzblütler ins Spiel paßte. Nicht richtig wenigstens. Und Ben… Hoffentlich war ihm nichts passiert. Mike beschloß, Damona nichts von dieser Episode zu erzählen. Sie hatten genug Probleme.

Das Brausen wurde leiser. Die Kutschenräder rumpelten scheinbar langsamer über betonharten Boden mit winzigen Unebenheiten. Ein schrilles Wiehern der Skelettpferde zeigte an, daß irgend etwas vorging.

»Was meinst du, wie lange dauert es noch, bis wir unseren Ziel-Bahnhof erreichen?« flüsterte Mike.

»Das kann Minuten oder auch noch Stunden dauern. In dieser Sphäre gelten andere Zeitgesetze. Was uns wie Stunden vorkommt, ist in der Realität lediglich ein Augenblick.«

»Schöne Aussichten. Die Luft hier drin ist nicht gerade das, was man gesund nennt.«

Sie ließ sich von seiner Energie und seiner Kaltschnäuzigkeit anstecken, er merkte es. Sie entspannte sich. Ihre Hände zerrauften ihm die Haare. »Du hast eine Art, jemanden zu überzeugen. Tut gut. Wirklich.« Sie nahm einen tiefen Atemzug. »Ich hätte nicht gedacht, daß ich dich noch einmal sehe. Und jetzt bist du hier. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern soll…«

»Wir haben bisher eine ganze Menge Kämpfe gemeinsam überstanden. Angekratzt zwar, gut, aber immerhin. Wir schaffen es auch diesmal. Irgendwie. Wir müssen nur daran glauben.«

»Aber wenn wir es nicht schaffen, dann haben sie zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.«

Es war klar, daß sie sich etwas einfallen lassen mußten. Und das im

Eiltempo, denn die Skelettpferde stießen ein kreischendes Wiehern aus, der Hufschlag verringerte sich zu einem gemächlichen Klacken und die Kutsche hielt ruckend an…

***

Unwillkürlich riß der Schwarze Druide seine Arme schützend hoch, wobei sich sein massiger Körper zusammenduckte!

Eine Lawine donnerte auf ihn herunter! Die Erde bebte, die Gletscherwände wurden von einer Sekunde wieder zu starrem, bewegungslosem Eis und verklebtem Schnee. Die Titanenhand, die ihn in die Tiefe des Gletschers hinuntertrug, wurde schneller, ihr eisiger Griff fester.

»Was hat das zu bedeuten?« kreischte der Druide.

Er bekam keine Antwort.

Die ersten gierigen weißen Ausläufer der heruntertosenden Schneemassen fauchten über ihn her. Eisbrocken trafen seinen Nacken, schlugen klaffende Wunden, Schneepartikel wirbelten, der Nebel in den Tiefen der Gletscherspalte wogte hektischer… Alle Geräusche, die es in diesem Augenblick hier unten geben mochte, wurden vom Rumpeln und Bersten und Fauchen der gigantischen Lawine übertönt.

Der Druide kauerte sich in der riesigen Eishand zusammen.

Dann kam die Hauptmasse der Lawine, plötzlich sah er sich von tanzenden Wesen umringt, Wesen, die einen lauten Reigen veranstalteten, weiße Kreaturen, Mädchen… Lange, wehende Haare ….

Und Schnee… Tonnen von Schnee und Eis … Lange Spieße bohrten sich in seinen untoten Körper, die furchtbaren Lasten schmetterten ihn auf die kalte Handfläche hinunter. Warum unternahmen die Eisteufel nichts, um ihn zu schützen?

»Das können sie nicht, Druide!« gellte die glasklare Mädchenstimme mitten in diesem Inferno auf.

Der Druide wurde herumgerissen, sah den Schnee auf sich heruntersacken, spürte die wahnsinnigen Lasten, die seinen menschlichen Körper aufrieben, zertrümmerten – aber auch das Mädchen, das zu ihm sprach.

Eine geschmeidige, gleißende Erscheinung war es, deren schöne Augen zornig funkelten. Alles ging rasend schnell…

»Ich bin es, Druide! Flora Blavatsky, die Freundin der Elementargeister… Erinnerst du dich? In meiner Hütte hast du Zarangar für deine Machenschaften gewonnen. Du hast den Mensch-Teufel aus meinem Sterbe-Zauber befreit. Du hast ihn dir verpflichtet. So kam dieses ganze grauenhafte Spiel ins Rollen. Oh, ich weiß, Zarangar steht längst nicht mehr auf deiner Seite, denn er dient

schließlich der Schwarzen Familie und deren Oberhaupt Asmodis! Vielleicht weiß er inzwischen auch, für was du ihn benutzt hast! Egal … Ich habe ihm und dir Rache geschworen …. *Und das hier ist sie!*«

Flirrende Reflexe umtanzten sie, das Toben und Brausen der Irrsinnsmassen Schnee konnten ihr nichts anhaben. Ihre Freunde sorgten schließlich für dieses Chaos… Ihre Freunde – die Elementargeister!

Der Druide schrie, doch sein Schreien ging in dem furchtbaren Donnern und Prasseln unter. Überall war Weiß – Weiß – Weiß…

Schleier flirrten, kopf- und hausgroße Trümmer prasselten herunter.

Der Arm aus Eis zerbarst in tausend Teile, und der Schwarze Druide wurde wie ein Spielball davongewirbelt.

Hals über Kopf stürzte er inmitten der brüllenden Lawine in die scheinbar endlosen Tiefen der Gletscherspalte.

Stimmen wisperten irgendwo. Trotz der disharmonischen Geräusche der Lawine deutlich zu hören.

»Komm, Flora! Komm… Schnell weg … Schnell weg von hier …«

»*Sie* haben sich von ihrer Überraschung erholt…«

»Wir müssen diese Spalte schließen! Ich weiß, daß wir sie nicht endgültig vernichten können… Aber wir werden sie in ihren Höhlen einschließen … Wir…« Flora Blavatskys Stimme zerfaserte in einem verzweifelten Todesschrei!

Der Druide sah einen grellen, weißen Blitz, die Stimmen explodierten, von einer Sekunde zur anderen verebbte die Lawine, die Umgebung wechselte, als wäre dies ein Film und als würde einfach eine neue Szene eingeblendet.

»Sie ist tot!« stellte eine ungerührte Stimme sachlich fest.

»Doch sie hat ihr Ziel erreicht«, erwiderte eine andere. »Wir sind eingeschlossen. Jahre wird es dauern, bis wir wieder einen Weg an die Oberfläche geschaffen haben. Selbst mit unserer Magie wird das nicht einfach sein. Gott Wischnu und der Gott des Reichtums werden triumphieren… und uns behindern, wo es nur geht!«

Der Druide bekam diese Worte *mit.* Er wollte sich bemerkbar machen. Das ging nicht. Unmöglich, die Arme zu bewegen. Oder etwas zu sagen. Das Begreifen sickerte grauenhaft langsam in seinen Geist.

Sein menschlicher Wirtskörper hatte die Lawine nicht überlebt. Er war nur noch Geist…

Er konzentrierte sich auf einen der alten Zaubersprüche der Druiden. Ein reißender Übergang, ein Wechsel, und er sah einen blutigen Klumpen unter sich liegen. Der Zepter-Speer… Wo war diese wichtige Waffe …?

Verloren in den Abgründen der Gletscherspalte. Unwiederbringlich verloren. Auch das begriff der Schwarze Druide.

Das blutige Bündel unter ihm regte sich. Zuckend machte es jämmerliche Kriechbewegungen.

Die Stimmen der Schneeteufel verstummten. Die Yeti-Wesenheiten waren nicht hier, sondern tief, tief unten, in den frostigen Höhlen ihres geheimnisvollen Eislabyrinths. Er hatte sie telepathisch belauscht.

Der Rücksturz in den verstümmelten, grausigen Körper war schmerzhaft. Aber länger hatte sein Zauber nicht gehalten. Sein Zepter-Speer war verloren. Der Inbegriff seiner Macht. Und damit versiegte auch ein großer Teil seiner natürlichen Druidenkraft.

Vielleicht gelang es ihm irgendwann – irgendwann – den Zepter-Speer durch magische Beschwörungen zu bergen. Aber das war jetzt nicht wichtig.

Er mußte zu den Schneeteufeln hinunterkommen. Wußten sie, daß er lebte? Daß er hier war?

»Ja, das wissen wir, Druide. Einer unserer Brüder ist bereits unterwegs, dich zu holen. Nichts ist verloren, hörst du? Nichts, überhaupt nichts…«

Er wollte ein häßliches Lachen ausstoßen, doch das war ihm nicht möglich. Wie denn auch? Er hatte eine ganze Menge verloren! Seine Freiheit! Das Zepter seiner Macht! Seinen Wirtskörper…

Der Druide spürte die Verzweiflung, die kochend in ihm brodelte.

Mit dieser Verzweiflung kam die Panik, der Zorn – und der Wahnsinn!

So nahe vor dem Ziel! Er raffte alle seine Kräfte zusammen. Und füllte den Leichnam mit seinen Instinktfäden, versuchte zu retten, was zu retten war. Er füllte den klumpigen Körper von neuem mit seiner dämonischen Energie. Er spürte die grauenhaften Schmerzen.

Und er ignorierte sie.

Plötzlich stand ihm die Vision vom Erreichen seines Zieles deutlich vor Augen. Im Grunde hatte er doch gewonnen! Er würde die Blutgötter erwecken! Zusammen mit den Schneeteufeln würde er den Ruf aussenden…

Und sie würden ihn hören und erwachen und –Und irgendwann würden sie kommen und ihn und seine Verbündeten aus diesem Eisgefängnis retten!

Er kroch los. Sein Haß und sein Wahnsinn blieben, aber auch die neu hinzugekommene Hoffnung. Hände bildeten sich aus dem wunden Fleisch. Freak-Klauen, kurze Stummelfinger an verkrüppelten, verdrehten Händen und Armen. Finger, die sich in das glasige Eis krallten und das Bündel voranzerrten. In die Dunkelheit des Ganges hinein, dem es am nächsten lag.

Er lebte. Sein Geist lebte.

Das würde so bleiben. Damona King hatte zwar seine schwarze Seele

vernichtet und damit ein für alle Mal dafür gesorgt, daß er nie wieder einen anderen Wirtskörper übernehmen konnte. Aber seinen Geist konnte sie damit nicht vernichten. Das schaffte man nur, wenn man seinen Namen kannte. Und davon wußte niemand mehr etwas.

Er lebte, das war allein wichtig. Er würde in diesem jämmerlichen Körper bleiben, bis er verwest war. Dann existierte er als Geist. Vielleicht war er zu diesem Zeitpunkt wieder stark genug, diese meilendicke Eisbarriere, die über ihm lastete, zu durchdringen. Er wußte, es würde nicht einfach sein. Wischnu und der Gott des Reichtums und sämtliche anderen Gottheiten des Himalaja würden aufpassen.

Irgendwann kam der Schneeteufel, der losgeschickt worden war, um ihn zu holen. Der Druide wurde hochgehoben.

»Wir werden SIE rufen«, sagte der Yeti in seiner grollenden Stimme. »SIE werden erwachen. Irgendwann. Irgendwann wird unser Ruf erhört werden. Bisher haben wir allein dies nicht geschafft. Vielleicht bist du der Katalysator, den wir brauchen. Vielleicht gelingt es jetzt, mit deiner Hilfe, Druide. Wir werden deinen Körper heilen, so gut uns dies möglich ist. Und dann werden wir SIE gemeinsam rufen. SIE werden zurückkehren. SIE – die Blutgötter. Die wahren Herren der Menschenwelt und sämtlicher Dämonenreiche!«

Es war ein grausiges und entschlossenes Versprechen an eine blutige Zukunft…

***

Endstation!

Draußen gellte eine furchtbare Stimme auf!

»Komm raus, Damona King! Zeig dich! Ich will dich sehen!«

Das Blut gefror in Damonas Adern. Mike nickte beruhigend. Diese Geste war in der Düsternis kaum zu sehen. Damona zog die Beine an. Über ihr schwang der Sargdeckel wie von Geisterhänden bewegt auf. Das Knarren ging ihr durch Mark und Bein. Ihre Rechte hielt die entsicherte Luger, die Mike ihr gegeben hatte.

Eines der Skelettpferde stampfte unwillig auf den Boden ein. Dieser Boden wippte eigenartig hin und her.

Damona richtete sich auf. Die Helligkeit, die sie jetzt umgab, blendete sie.

Den bizarren Körper der Hexenherz-Präsenz Asyhra sah sie als unförmigen, niemals ruhig stehenden Schatten inmitten gleißenden Schnees. Dahinter zwei niedere Kuppeln. Eine Station. Mächtige Riesenberge, dunstige Felswände, Schneehänge, darüber blauer Himmel. Sonnenschein.

»Ich habe es geahnt!« stieß Asyhra haßerfüllt heraus und setzte sich in Bewegung. Mit grotesken Schritten stakste sie heran, und erst jetzt

stellte Damona fest, daß sie nicht durch Schnee ging, sondern auf einer schwankenden Masse…

Damona kniff die Augen zusammen.

»Ich habe gewußt, daß du nicht tot bist«, kreischte Asyhra weiter.

Das Gesicht ihres Wirtskörpers war grauenhaft verzerrt. Die Augen quollen aus den Höhlen. Das Maul bewegte sich ruckartig. »So eine wie du krepiert nicht so einfach. Und wenn, dann sollte man das schön beaufsichtigen! So, wie ich das jetzt zu tun gedenke! Steig aus dem Sarg, Damona King! Meine Pferdchen sind schon ungeduldig. Sie wollen heimkehren! Wir beide aber werden uns miteinander beschäftigen. Ich bringe dich um. Tausend Tode sollst du sterben. Und dann – dann werde ich deinen Körper übernehmen… Du sollst wie ich dem Bösen dienen! – Los jetzt mach schon!« setzte die Dämonische mit eisiger Befehlsstimme hinzu, wobei sie mit ihrem zertrümmerten Arm winkte.

Damona schluckte hart. Aber wenigstens schien Asyhra keine Ahnung davon zu haben, daß Mike mit an Bord war.

Dieser Hauch einer Chance ließ Damona jetzt nicht überstürzt handeln, sondern der Unheimlichen gehorchen. Widerspruchslos und etwas steif kletterte sie aus dem Sarg. Ihre Beine knickten ein.

Das lange, harte Liegen in der engen Kiste hatte sie richtig einrosten lassen. Aber Damona fing sich. Auf der Ladefläche der schwarzen Leichenkutsche, die in dieser Bergwelt lächerlich deplaziert wirkte, blieb sie noch einmal stehen. Zögerte. Ihre Augen tränten nicht mehr.

Deutlich sah sie die Umgebung jetzt.

Und auch das, worauf die Leichenkutsche stand.

Es war ein riesiges, weißes Spinnennetz, das etwa zweieinhalb Yards über dem schneeüberzogenen, gewellten Boden waagrecht zwischen vier hohe, schroffe Felsenzinnen gespannt war!

Und die monströsen Bewohner dieses Netzes waren auch nicht weit…

Mit staksenden, ruckartigen Bewegungen glitten zwei weiße, pelzige Riesenspinnen auf die Leichenkutsche zu…

***

Die Hexenherz-Präsenz lachte zufrieden. »Dieses Mal habe ich dich, Damona King! Gib es zu!…« Eine Antwort wartete sie jedoch gar nicht erst ab, sondern winkte abermals herrisch. »Los, los. Komm endlich da herunter. Die Spinnen tun dir nichts. Nicht, solange ich ihnen das nicht ausdrücklich befehle…«

Damona gehorchte wieder.

Sie kam von der Kutsche herunter. Allerdings anders, als das Asyhra erwartet hatte. – Und vor allem schneller! Viel schneller!

Mit einem jähen Abschnellen sprang Damona!

Das Spinnennetz flog auf sie zu. Asyhra schrie überrascht auf!

Federnd bremste das Netz Damonas Sturz. Die klebrigen, eiskalten Fäden behinderten sie. Dennoch kam sie einigermaßen schnell genug auf die Füße. Sie riß die Luger hoch, zog den Stecher dreimal durch, und das grelle Peitschen der Schüsse brach sich in dieser Felsenwildnis unzählige Male.

Die Hexenherz-Präsenz aber war verschwunden!

Damona ging auf, daß sie auf ein Trugbild hereingefallen war, auf ein Phantom-Abbild, wie sie es selbst ihren Feinden schon ein paarmal vorgegaukelt hatte!

Die Dämonische stand linker Hand von ihr. Und gleich darauf auch noch rechts. Egal, welche von ihnen die echte war, Damona hatte keine Zeit mehr, zu handeln.

Die weißen Schnee-Spinnen waren da, stürzten sich auf sie und begannen mit tödlicher Methodik, sie in einen zähen, klebrigen, stinkenden Kokon einzuspinnen…

***

Als Mike Hunter mitbekam, daß da draußen einiges nicht wie geplant ablief, hielt ihn nichts mehr in dem engen Sarg!

Seine Augen hatten sich an das helle Tageslicht gewöhnt. Er wurde nicht so überrascht wie Damona. Er federte aus dem Sarg, glitt über die Kante und lag im nächsten Augenblick schon wieder flach auf die Ladefläche der Kutsche gepreßt.

Das, was er in diesem Sekundenbruchteil gesehen hatte, trieb ihm die Gänsehaut über den Rücken. Damona wurde von zwei riesigen Spinnen angefallen…

Ihn schien man nicht bemerkt zu haben. Oder -?

Die Hexenherz-Präsenz stieß einen gellenden, wilden Schrei aus.

»Hüüüaaa!« Eine Peitsche knallte, die Skelettpferde setzten sich in Bewegung, legten sich ins Zeug, und die Kutsche rumpelte los. Für sie bedeutete dieses Wahnsinnsnetz keine Behinderung.

Mike aber verlor den Halt, wurde von der Ladefläche heruntergewischt und knallte ebenfalls in das hin- und herschlingernde Netz.

Er feuerte im Liegen. Die eine Spinne zerplatzte. Also waren es nicht nur Visionen. Und wenn – dann immerhin recht wirklichkeitsgetreue. Die Hexenherz-Präsenz stand starr aufrecht, streckte ihre dürren, nur mühsam gerade gehaltenen Arme zum Himmel und geiferte ihm schrille Worte entgegen. Mike verstand nur Bahnhof und Abfahrt.

Er hörte auch nicht mehr genauer hin. Er handelte. Alles kam jetzt auf seine Schnelligkeit an. Er feuerte auf die Spinne. Die zerplatzte ebenfalls. Stinkende Dämpfe pufften in den blauen Himmel.

Ein Ruck, und Mike hatte die Dämonische selbst vor dem Lauf. Er zog durch. Sein Gesicht verzerrte sich. Schoß er nur auf ein Phantom, oder

–Nein, diesmal war es nicht nur eines ihrer Phantom-Abbilder!

Er traf aber dennoch nicht!

Jemand anders war ihm zuvorgekommen!

Ein langer, schwarzer Pfeil schlug ihr mit einem dumpfen Laut in den Rücken, schleuderte sie fünf Yards weit vorwärts, auf das Spinnennetz, das unter dem neuerlichen Aufprall wie wild schwankte.

Mike wurde davon ebenfalls von den Füßen gefegt. Er knallte in die klebrigen Schlingen, hielt krampfhaft die Luger fest, riß den Kopf in den Nacken…

Er mußte direkt in den gleißenden Sonnenball sehen. Da lag Damona… Eine klebrige, glänzende Masse bedeckte ihren Körper. Nur mühsam konnte sie sich bewegen. Aber sie schien okay zu sein. Die Spinnen hatten sie nicht getötet.

Daneben…

Asyhra richtete sich wieder auf. Der schwarze Pfeil hatte sie nicht umgebracht. Noch nicht. Das würde derjenige, der den Pfeil auf sie abgeschossen hatte, vermutlich aber jetzt gleich nachholen.

Dieser Jemand war niemand anders als Kirgaal-Chan, der Fürst der Höllenengel!

Und er war nicht allein!

Der fürchterliche geflügelte Dämon hatte ein Gefolge mitgebracht, das wie eine dunkle Wolke den Himmel ausfüllte…

»Asyhra!« donnerte die Stimme des Uralten vom Himmel. »Du verdammtes Höllenluder! Habe ich dich endlich erwischt!« Riesige Federschwingen trieben den muskulösen Riesenkörper auf die Dämonische herunter, die zappelnd versuchte, den Rand des Spinnennetzes zu erreichen und dabei immer wieder hinfiel. »Du entkommst mir nicht! Keine Gnade für Verräter, weißt du noch…? Das habe ich dir vor Jahrhunderten geschworen! Du hast mich meinen Feinden ausgeliefert. Deinetwegen wurde ich in ein Bildnis verwandelt … Nur Zarangar und Asmodis verdanke ich es, daß ich wieder ins Leben zurückgeholt bin![6] Ich habe dich geliebt, du Teufelsweib. Ja, wirklich! Damals habe ich dich geliebt und ich habe dir vertraut… Aber heute gibt es für dich nur noch eines, was du von mir erwarten kannst … Den Tod! Hörst du – den Tod!« Ein zweiter Pfeil sirrte mit einem fürchterlichen Laut von der Sehne des schwarzen Bogens, der wie die dunkle Rüstung von Asmodis persönlich in der Hölle geschmiedet worden war!

Auch dieser zweite Pfeil traf!

Hunter war mittlerweile bis auf einen halben Yard an Damona herangekommen. Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Das war in diesem Fall er. Er zerschnitt die Kokon-Fäden von Damona.

Sie kam fluchend hoch. Gemeinsam hasteten sie über das Spinnennetz zum Rand.

Das Netz löste sich zischend auf. Die Leichenkutsche war in der Ferne ein schwarzer Punkt, der sich jetzt in einem grellen Leuchten auflöste. Alles geschah gleichzeitig. Sie stürzten. In einer Wolke aus Schneestaub überschlugen sie sich und kollerten einen Abhang hinunter… Auf die Kuppelbauten der Station zu!

Kirgaal-Chan pflückte sich die Hexenherz-Präsenz mitten im Sturz auf, packte sie an den langen Haaren und katapultierte sich und sein zappelndes, kreischendes Opfer mit einem winzigen wuchtigen Schlag seiner gewaltigen Flügel in den weiten Himmel hinauf…

»Packt die beiden anderen!« kommandierte er keine zwei Sekunden später.

Das war für seine Engel das Signal, sich um Mike und Damona zu kümmern!

Ein zappelnder, flatternder Pulk der Teufelinnen schoß auf sie herunter…

***

Dieses Mal war es Damona, die die Nerven behielt!

Mike Hunter feuerte zu überstürzt. Er traf zwei, drei von den Höllenengeln, die daraufhin zuckend abstürzten, aber die anderen jagten unbeeindruckt heran.

Damona riß Mike hoch und mit sich. Weiter den Hang hinunter.

Auf die Station zu. Mike rutschte aus, schlitterte hinunter. Der erste Höllenengel war da! Damonas Rechte zuckte hoch. Der Schuß peitschte. Kreischend fuhr der Höllenengel herum, die Klauenhände auf die Wände gepreßt, aus der schwarzes Dämonenblut pumpte!

Mike war wieder auf den Füßen. Jetzt hatte auch er begriffen. Er stürmte auf die Station zu, deren Schott-Tür weit offenstand. Damona folgte ihm. Ihre langen, schwarzen Haare flatterten über ihre Schultern. Zwei Höllenengel jagten im Tiefflug von der Seite heran!

Damona stoppte, rutschte noch eineinhalb Yards weiter, fiel jedoch nicht. Die beiden Schüsse klangen wie ein einziger. Die nackten Teufelinnen starben in einem wilden, flatternden Umsichschlagen ihrer ledernen Schwingen! Pulverig stäubte der Schnee hoch, als sie hineinkrachten.

Kirgaal-Chan brüllte seine Befehle. Noch immer hielt er Asyhra gepackt Ihre Gegenwehr erschlaffte jedoch zusehends. Der uralte Fürst der Höllenengel raste herunter, um seinen Dienerinnen beizustehen.

Damona war bereits wieder unterwegs. Noch zwölf Yards zur Station… Mike kam gerade dort an, kreiselte herum und gab ihr Rückendeckung. Die peitschenden Schüsse holten einen Höllenengel nach dem anderen herunter. Mit tödlicher Präzision feuerte Mike.

Es würde nicht reichen! Damona stieß sich ab, hechtete mit einem eleganten Satz vorwärts, rollte über Kopf und Schultern ab, wieder

pufften Schneeschleier hoch, tarnten sie für kurze Augenblicke…

Die geflügelten Dämonen stießen dicht hinter ihr vom Himmel, konnten sie aber nicht packen. Damona federte schon wieder ab. In einer Lawine aus Schneepulver und kalten, blitzenden Eiskristallen raste sie den Hang hinunter, kam auf die Füße… Eine einzige ineinanderfließende Bewegung, und schon jagte sie weiter.

Hinter ihr kam Kirgaal-Chan!

Die Hexenherz-Präsenz schleuderte er spielerisch zwei, drei heranfliegenden Höllenengeln zu, die sie genauso lässig auffingen und wieder in die Höhe trugen.

Der Fürst der Höllenengel spannte seinen Bogen!

Und ließ den schwarzen Höllenpfeil von der Sehne zischen!

Damona steppte gedankenschnell zur Seite! Der kalte Hauch des Todes streifte sie.

Dann war sie an der Reihe. Die Luger packte sie im Beidhandgriff.

Der Höllenengel stoppte seinen Flug nicht – oder konnte es nicht.

Das aber kam auf dasselbe heraus.

Er jagte auf Damona zu!

Und sie stand aufrecht da, breitbeinig, die Füße entschlossen in den verharschten Schnee gestemmt. Dann drückte sie ab. Die geweihten Silberkugeln stachen aus dem Lauf. Hieben in die schwarze Rüstung des riesenhaften Dämons. Und prallten ab. Wie Hornissen jaulten die Querschläger davon.

Damona hielt höher.

Sekundenbruchteile trennten sie noch vom Aufprall des Dämons!

Eine Kugel streifte den Flügelhelm des Höllenengels! Eine andere fraß sich unterhalb des Gesichtsschutzes in eine ungeschützte Stelle des gewaltigen Körpers…

»Duuuu!« röhrte der Fürst der Höllenengel haßerfüllt. Aber auch Schmerz mischte sich in diesen gellenden Schrei.

Er streckte seine schwarzen, modrigen Klauen aus! Der Aufprall stand bevor, nur noch wenige Zoll trennten sie voneinander. Damona tauchte unter den zupackenden Klauen weg, federte hoch, rammte von unten her gegen den mit schrumpeliger, modernder Leichenhaut überzogenen Hals des Höllenengels und trieb ihn in einem verrückten Winkel nach oben. Flügel streiften sie, schleuderten sie in den Schnee. Außer Atem wälzte sie sich herum. Die Luger beschrieb die Kreisbewegung mit. Aber Kirgaal-Chan war schon viel zu hoch, als daß sie ihn noch hätte treffen können.

Damona rappelte sich auf. Sie blutete, denn sie hatte sich auf die Lippen gebissen. Der stinkende Odem Kirgaal-Chans klebte sich in ihrer Haut fest. Sie würgte, während sie torkelnd auf Mike und die Sicherheit der Station zurannte.

Die Höllenengel erholten sich von ihrem Schock. Kirgaal-Chan

befehligte sie. Er spuckte Gift und Galle, so wütend war er. Immerhin hatte sie ihm eine beschämende Schlappe verpaßt. Sie war ganz einfach schneller gewesen als er – der Oberdämon der Höllenengel!

Wie auch immer – die Teufelinnen zeigten keine Spur von Rebellion. Sie waren darauf dressiert, zu gehorchen und zu töten. Etwas anderes kannten sie nicht. Die wirren Trauben des Pulks ordneten sich, fächerten aus, kamen von neuem!

Es war noch nicht vorbei, nein!

Und Kirgaal-Chan würde an dieser einen Silberkugel auch nicht sterben. Vielleicht war er sogar immun dagegen. Schon einmal hatte sie ihn verletzt. Damals, kurz nach seiner grausigen Wiederkehr. Er hatte die Kugel mitten in sein häßliches Gesicht hinein verdaut. Und lebte noch immer.

Sie erreichte Mike. Die Höllenengel rauschten in weiter Formation heran.

Aber offenbar war der Feind nicht nur außerhalb der Station!

Das begriff Damona mit einem eiskalten Erschrecken, als sie das Geräusch hinter Mike und sich hörte. Eine Maschinenpistole wurde entsichert. Das metallische Schnappen ging ihr durch und durch.

Sie wirbelte herum, stoppte jedoch mitten in dieser Bewegung, als eine furchtbare, rissige Stimme sagte: »Halt! Keine Bewegung mehr! Du stirbst, wenn du dich umdrehst! Ich schwöre es, du stirbst…«

Ein schauerliches Röcheln begleitete diese Worte, und Damona begann die ganze furchtbare Wahrheit zu ahnen…

Mike hob im Zeitlupentempo die Hände.

Draußen jagten die Höllenengel mit infernalischem Kreischen über die weiße, in der Sonne funkelnde Schneefläche! Viele von ihnen schwangen Dreizack-Speere, Dolche, Keulen, andere Ketten und Schwerter. Der entscheidende Kampf hatte begonnen! »Jetzt wird's spannend«, brummte Mike Hunter tonlos.

ENDE des dritten Teils

[1]Siehe Damona King Nr. 1 »Der schwarze Engel«
[2]Siehe Damona King Nr. 98 »Druidenzauber«
[3]Siehe Damona King Nr. 78 »Das Ende der Blutgötter«
[4]Siehe Damona King Nr. 72 »Medusas Bruder«
[5]Siehe Damona King Nr. 85 »Die Monster-Freaks von Amsterdam«
[6]Siehe Damona King Nr. 82 »Der Höllenengel«